



(Leo XIII. über Renan.) Das seit kurzem in Paris erscheinende Blatt „Le Journal“, das zur Unterstützung der republikfreundlichen Politik des Papstes gegründet worden ist, hat sich aus Rom folgendes berichten lassen: „Es war an einem Sonntag Abend, als der Geheimkämmerer Mgr. C. dem Papste die Nachricht vom Tode Renans mittheilte. Der Papst, der gerade im Begriffe war, zu Bette zu gehen, blieb einen Augenblick ruhig; dann fragte er: „Und wie ist er gestorben?“ — „Ohne Reue und ohne Buße“, war die Antwort. Leo XIII. überlegte eine Weile, dann sagte er mit Milde: „Am so besser!“ Hierauf legte er sich zu Bette. Tags darauf wagte der Geheimkämmerer dem Papste sein Erstaunen über dessen letzte Aeußerung auszudrücken, worauf der Papst sagte: „Ich denke nur an die Seele, die dahingegangen ist, und welche vor Gott erscheinen wird, um Rechenschaft abzulegen. Es giebt nur ein Wort, welches uns in dieser Stunde Hoffnung geben kann, aber es ist der Geist des Evangeliums selbst. Es ist das Wort, welches für Menschen von gutem Willen gesagt wurde. Renan hat durch sein Ende bewiesen, daß sein Zweifel ein ernstlicher war. Nach diesem Ernste wird er beurteilt, und wenn er ein vollständiger war, kann er ihm zur Absolution verhelfen. Ein solcher Tod wird das Uebel noch größer machen, welches dieser Mann während seines Lebens verursacht hat. Und wenn das Wort über die gutwilligen Menschen zu seinen gunsten ausgelegt werden kann, so verdammt ihn ein anderes: Wehe Jenen, durch die Aergernis kommt!“ Später kam der Papst noch einmal auf das Thema zurück und sagte zu dem Geheimkämmerer: „Dieser Mann hat der Kirche mehr Gutes als Böses gethan. Er hat unsere Theologen aus der Trägheit gezogen, in die sie verfallen waren. Er hat den Zweifeln des modernen Gedankens Ausdruck verliehen. Er hat uns die geordnete Schlußlinie gezeigt; er hat uns unvorbereitet überrascht. Solche Dinge können nicht ohne den Willen Gottes geschehen, und ohne Zweifel wird der Allerhöchste Nachsicht für Jenen haben, der sein Werkzeug, die Heiligkeit seines Zornes war.“ Sind diese Aeußerungen des Papstes authentisch, so beweisen sie zunächst eine merkwürdige Unbefangenheit des Urteils Leos über einen gefährlichen Gegner, sie beweisen aber noch mehr. Wenn sogar Renan, nach dem päpstlichen Ausspruche, selig werden kann, weil er guten Willen hatte, weil sein Zweifel ein ernstlicher war und weil er aufrichtig nach Wahrheit und Besserung strebte, so liegt darin das Zugeständnis, daß wie überhaupt so auch in der Religion die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit die Hauptsache sei, neben der alles übrige zu Nebenächlichkeiten zusammenschrumpfe. Es ist dies die Religion des Geistes und der Wahrheit, die von allen Erleuchteten bekannt wird, gegenüber der Religion des toten Buchstabens und der gleichnerischen Aeußerlichkeiten, die von den offiziellen Kirchen gepflegt wird. Es ist interessant, daß das gegenwärtige Haupt der katholischen Christenheit, wenn auch nur in einem unbewachten, aber jedenfalls tief erregten Augenblicke, sich zu dieser idealen Religion bekannt hat.“

Rhein. Linn. 4/11 92. 307 Br.

5590

G. Renan's  
Leben Jesu,

beleuchtet

von

Haneberg

Dr. Daniel Bonifazius Haneberg,

Abt des Benediktinerstiftes St. Bonifaz und o. ö. Professor der hebräischen und aramäischen  
Sprache an der Universität München.



Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1864.

Ernst Lieber

Ernst Lieber

Ernst Lieber

Ernst Lieber

Ph. Ernst Lieber.

## V o r w o r t.

---

Die Veranlassung zu dieser kleinen Schrift hat die Versammlung katholischer Gelehrten gegeben, welche im verfloffenen Spätherbst in München Statt fand. Nachdem ich dort eine Erklärung gegen Renan motivirt hatte, schien es unvermeidlich zu sein, daß ich mich ausführlicher aus spreche. Ich nahm mir vor, dieses wirklich zu thun; allein mitten unter den mannigfachsten Arbeiten eines vielseitigen Berufes wurde es fast unmöglich, auszuführen, was ich mir vorgenommen und was Manche erwarteten. Unterdessen kamen mir die Widerlegungen Renan's zur Hand; die Eine von einem holländischen, die zweite von einem französischen, die dritte von einem norddeutschen Verfasser, nämlich von Herrn van Dosterzee, von Herrn Abbé Freppel und von Herrn Paulus Cassel. Soviel ich bei einer ziemlich flüchtigen Durchsicht erkennen konnte, enthält jede dieser Schriften viel Treffliches, jede hat ihren besondern Standpunkt; die von Herrn Abbé Freppel ist wohl die reichhaltigste. Indessen schien es

mir, daß eine weitere Entgegnung immer noch nicht zu spät komme.

Die Bedeutung des Renan'schen Buches besteht darin, daß es eine populäre Darstellung der gangbarsten Einwürfe gegen das Christenthum ist. Renan ist der Redner für viele Tausende, die bei verschiedenen öffentlichen Gelegenheiten ihre Vorurtheile austauschen und befestigen. Diesen Tausenden gegenüber sind ein Paar Gegenschriften wohl nicht zu viel.

München, den 7. Februar 1864.

Dr. B. Haneberg.

## I.

### Standpunkt des Lebens Jesu von Renan. Wesentlicher Inhalt desselben.

Daß Renan in seinem Buche über das Leben Jesu einen ernstlichen Angriff auf das Christenthum ausführt, kann keinem Zweifel unterliegen. Indessen fordert es die Billigkeit, von ihm selbst zu vernehmen, wie er, wenigstens vor einigen Jahren noch, keineswegs die Absicht hatte, ein polemischer Schriftsteller zu werden. In einer Sammlung von verschiedenen Aufsätzen über religiöse Gegenstände, worunter sich auch ein sehr ausführlicher Bericht über das Leben Jesu von Strauß, voll Bewunderung und Anerkennung findet, erklärt er sich hierüber: <sup>1)</sup>

„Nichts kann mich vermögen, ein stilles, aber für die Wissenschaft fruchtbares Wirken mit der Rolle eines Polemikers zu vertauschen. . . . Für diese Polemik, deren Nothwendigkeit ich jedoch nicht im Entferntesten beanstande, welche aber weder mit meinen Neigungen noch Anlagen sich verträgt, kann Voltaire genügen. . . . Voltaire, der als Gelehrter so schwach ist, Voltaire, dem es nach unserer Meinung so sehr an Sinn für die antike Bildung fehlt. . . . Voltaire ist zwanzigmal Gegnern überlegen, welchen es noch mehr an Kritik fehlt, als ihm selbst. Die neue Ausgabe, welche man von den Werken dieses großen Mannes

---

<sup>1)</sup> Études d'histoire religieuse, III. éd. Paris 1858. Préface p. XII.



vorbereitet, wird der Nothwendigkeit, auf die Eroberungen der Theologie eine Antwort zu geben, in der Art genügen, wie es der Augenblick erheischt; es wird eine an sich schlechte Antwort sein, aber sie entspricht dem Gegenstande ihrer Bekämpfung; es ist eine veraltete Antwort auf eine veraltete Doktrin.“ In der That, das Leben Jesu von Renan ist keine polemische Schrift gewöhnlicher Art. Der Verfasser beschäftigt sich nicht damit, irgend eine einzelne Lehre der Kirche zu bekämpfen oder ihre Einrichtungen zu tadeln, er wendet sich nicht an irgend welchen Gegner, um dessen Einwendungen zu beseitigen, er greift die Bekenner der Gottheit Jesu auch nicht dadurch an, daß er nachweist, wie unter ihnen im Mittelalter und in der neuern Zeit Viele gewesen seien, welche ihren hohen Glauben durch ein niedriges Leben selbst aufgehoben hätten. All das geschieht hier nicht. Das Buch ist nicht gegen irgend einen Theil des christlichen Bekenntnisses, auch nicht gegen einzelne Gruppen von Christen gerichtet; es geht vielmehr darauf aus, das ganze Christenthum mit seinem Glaubensbekenntnisse und den daraus hervorgehenden Einrichtungen aufzuheben.

Der Grundgedanke des Buches ist der: Die ganze Christenheit hat sich in der Auffassung der Person und des Wirkens Jesu von Anfang an geirrt. Schon die Apostel haben nicht mehr recht gewußt, wer Jesus war und was sein Plan und seine Stiftung sei. Jetzt soll es der Welt gezeigt werden. Im Gegensatz zu dem Christus der apostolischen Berichte und des Glaubens der ganzen Christenheit durch alle Jahrhunderte herab, läßt sich eine Gestalt Jesu zusammensetzen, die den wirklichen Christus darstellt.

Folgendes ist ungefähr das Bild, das von Christus entworfen wird:

Jesus war nicht der Sohn Gottes; er konnte es schon darum nicht sein, weil es keinen Sohn Gottes, keine Trinität gibt. <sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Vgl. den Aufsatz über den unitarischen Prediger Channing in den *Études d'histoire religieuse*.

Jesus war der wirkliche Sohn der Zimmermannslehente Joseph und Maria. Er wurde in Nazareth, nicht in Bethlehem geboren. Er war kein Nachkomme Davids.

Vermöge seiner geistigen Anlagen war er zu sanfter Schwärmerei von Jugend an geneigt; verrieth aber auch schon in der frühesten Jugend einen gegen das älterliche Ansehen widerspännstigen Sinn, der später sich in eine tiefeingreifende Opposition gegen die bestehende obrigkeitliche Ordnung verwandeln sollte.

Sein Geist erhielt keine weitreichende Ausbildung. Er wird außer dem galiläischen Dialekte des Aramäischen keine Sprache verstanden haben. Von der griechischen Philosophie hatte er keine Ahnung; er steht in dieser Beziehung hinter dem Stifter des Buddhismus zurück.

Er wuchs in den Anschauungen Galiläas auf und blieb in vielen Dingen immer auf dem Standpunkte der Volksanschauungen stehen.

Seine Weisheit kann für uns daher nicht maßgebend sein. Die in der beweglichen, ja leidenschaftlichen Seele des jungen Galiläers liegenden Keime wurden durch die Zeitverhältnisse geweckt. Die revolutionären Bestrebungen eines Judas von Golan gingen nicht spurlos an ihm vorüber, aber Jesus erhob sich über sie. Er bildete einen Begriff vom Reiche Gottes aus, welcher den Keim zu der erfolgreichsten Revolution in sich schloß. Er war auf der einen Seite der extremste Idealist, auf der andern ein Anarchist.

Ohne je ein Wunder gewirkt zu haben, brachte er durch seine Persönlichkeit bei dem Volke, dessen Mann er war, einen großen Eindruck hervor.

Frauen und Kinder hingen ihm am meisten an.

Es gab in seiner Auffassung vom Reiche Gottes mehrere Schwankungen und Uebergänge. Er kam damit am Ende in Conflict mit der Welt.

Hören wir, wie Renan diese letzte Entwicklung schildert:

„Er predigte kühn den Krieg gegen die Natur.“<sup>1)</sup> Seine Anweisungen an die Jünger tragen den Stempel der Ueberspannung. —

„Eine große Gefahr entstand für die Zukunft aus dieser übertriebenen Moral, welche in einer hyperbolischen Sprache und mit einer erschreckenden Energie ausgesprochen wurde. . . . Der Christ soll darum gelobt werden, daß er ein schlechter Sohn, ein schlechter Patriot ist, falls er für Christus seinem Vater widersteht und gegen sein Vaterland kämpft. . . . Ein verhängnißvoller theokratischer Keim wird in die Welt eingeführt.“<sup>2)</sup>

Um diese Zeit sei Jesus sozusagen außerhalb der Natur gestanden. Von da an habe er wohl schon sein Leben zum Opfer gebracht. „Manchmal ist man versucht zu glauben, er habe, da er in seinem eigenen Tode ein Mittel sah, sein Reich zu gründen, den freien Entschluß gefaßt, sich tödten zu lassen.“<sup>3)</sup> . . . Immer mehr von der Begeisterung und der sich steigernden Ueberspannung hingerissen, hörte er auf frei zu sein. „Manchmal hätte man glauben mögen, daß sein Verstand getrübt sei.“ . . . „Seine Jünger hielten ihn manchmal für verrückt. Seine Feinde erklärten, er sei besessen. Sein außerordentlich leidenschaftliches Temperament trieb ihn jeden Augenblick über die Grenzen der menschlichen Natur hinaus. Da sein Werk kein Werk der vernünftigen Ueberlegung war und jeder Classification von Seite des menschlichen Geistes trotzte, so forderte er mit dem größten Nachdrucke: Glauben.“ . . . „Das ist das Wort aller Volksbewegungen. Es ist klar, daß keine dieser Bewegungen zu Stande käme, wenn derjenige, welcher sie erregt, einen Anhänger um den andern mit guten, logisch ausgeführten Beweisen gewinnen müßte. Die Ueberlegung

---

<sup>1)</sup> S. 309.

<sup>2)</sup> S. 314.

<sup>3)</sup> S. 316.

führt nur zum Zweifel, und wenn z. B. die Urheber der französischen Revolution zuvörderst hätten durch hinreichend lange Erwägungen überzeugt werden müssen, so wären sie alle alt geworden, ohne etwas zu vollbringen. So ging denn auch Jesus weniger auf regelmäßige Ueberzeugung aus, als auf Ueberraschungen. Drängend, gebieterisch, duldete er keinen Widerspruch. Seine natürliche Sanftmuth schien ihn verlassen zu haben; er war manchmal grob und wunderbar (rude et bizarre). . . . Manchmal riß ihn seine Verstimmung über jeden Widerstand bis zu ganz unerklärlichen und dem Anschein nach absurden Handlungen hin.“<sup>1)</sup>)

Nachdem Jesus bis zu so schroffen Gegensätzen gegen die bestehende Weltordnung vorgegangen war, mußte natürlich die bestehende Macht sich ihm entgegensetzen. Sein Tod ward beschlossen, und konnte ausgeführt werden, da die Bewohner der Hauptstadt nie sehr viel von ihm gehalten hatten. Selbst das Aufsehen mit einer vorgeblichen Erweckung des Lazarus, die von den begeisterten Anhängern Jesu künstlich — im Einverständnis mit dem Meister — in Scene gesetzt wurde, konnte keine Partei für ihn gewinnen, die ihn hätte schützen können. Er wurde verurtheilt und starb am Kreuze.

Daß er auferstanden sei, beruht auf Täuschungen. Jene nämliche Maria Magdalena, welche von einem früheren Nervenleiden durch den Anblick der reinen Schönheit Jesu war geheilt worden, hat auch durch ihre irrsinnigen Einbildungen der Welt einen auferstandenen Heiland gegeben. — —

In welchem Verhältnisse eine solche Charakteristik Christi zum ganzen christlichen Bewußtsein stehe, brauchen wir nicht zu sagen.

Die Angriffe Voltaire's und seiner Schule konnten dem Christenthume nicht stärker entgegen wirken. Allerdings bleibt

<sup>1)</sup> S. 319. Verfluchung des Feigenbaums. Mark. 11, 14.

der Ton der Darstellung im ganzen Buche so, daß Christus wie der Hauptheld einer romantischen Geschichte behandelt wird. Renan läßt es an Verherrlichung seines Helden nicht fehlen. Er lobt die körperliche Schönheit Jesu und seine sanfte Stimme. Seinen Vortrag kann er nicht genug rühmen. Auch in wichtigern Dingen spricht er seine Anerkennung aus, — so namentlich am Schlusse. Wer einzelne Sätze aus dem letzten Abschnitte des Buches, worin auf das Wirken und die Persönlichkeit Jesu in einer zusammenfassenden Betrachtung zurückgeschaut wird, allein zu Gesicht bekäme, möchte dem Verfasser eine fast an das Christenthum anstreifende Hochschätzung des Herrn zutrauen, beinahe so hochgehend, wie wir sie bei Arianern der äußersten Linken in der alten Zeit finden. Wir hören ihn hier sagen: <sup>1)</sup> „Laßt uns die Person Jesu auf den Gipfel menschlicher Größe stellen! . . . Diese erhabene Persönlichkeit, welche noch zur Stunde unter den Lenkern der Weltgeschichte die erste Stelle einnimmt — man darf ihr den Namen göttlich geben.“

Diese Huldigung ist jedoch kaum geäußert, so wird sie auch auf den Gehalt einer Redensart zurückgeführt; denn Renan fährt fort: „Nicht zwar in dem Sinne, daß Jesus das Göttliche ganz umschlöße, oder daß er mit demselben adäquat wäre, (um einen Ausdruck der Scholastik zu gebrauchen,) aber doch in dem Sinne, daß Jesus jenes Individuum ist, welches seine Gattung zum größten Schritte in der Richtung nach dem Göttlichen trieb.“ . . .

Wir könnten uns an und für sich natürlich nur freuen, wenn Renan den Tadel gegen Jesus durch manche Anerkennung gut zu machen suchte; allein nachdem er ihn nicht nur zu einem bloßen Menschen gemacht, sondern seinem menschlichen Charakter die ehrenvolle Auszeichnung der Tadellosigkeit genommen hat und ihm große und wesentliche Irrthümer, sowie eine großartige

<sup>1)</sup> Ed. IV. S. 449, 457.

Unwissenheit, dann auch Leidenschaftlichkeit zuschreibt — so erscheinen uns die Stellen, welche ihn auf den Gipfel menschlicher Größe setzen wollen, fast wie Hohn. Wir sehen darin etwas von jenem Purpurmantel, womit Christi Anspruch auf die Königswürde von ungläubigen Menschen verhöhnt wurde.

Doch das ist nicht die Hauptsache, daß wir feststellen, mit welcher Gesinnung dieses Charakterbild entworfen wurde.

Die einzige Frage, mit der wir uns zu beschäftigen haben, ist die, ob in der Darstellung Renan's Wahrheit sei.

Müssen wir wirklich im Namen der Wahrheit, genöthigt durch wissenschaftliche Gründe, den Christus verlassen, welchen uns die Apostel verkündet haben, in welchem seit achtzehn Jahrhunderten die Christenheit den Gottmenschen, den Erlöser und Seligmacher verehrt, und uns mit jenem Renan'schen Christus begnügen, den er einerseits den „jungen galiläischen Demokraten“ nennt, andererseits als einen schwärmerischen, eigensinnigen, aber immerhin liebenswürdigen Idealisten zeichnet?

Der Wahrheit müssen wir alle gehorchen; auch Herr Renan muß anerkennen, was Paulus sagt: „Wir vermögen nichts wider die Wahrheit.“ Die Angriffe, welche vor hundert Jahren von Voltaire und seinen Freunden gegen das Evangelium ausgeführt wurden, waren von großem Talente unterstützt, sie konnten die ganze lachende, genießende und beinahe die ganze herrschende Welt als Bundesgenossen betrachten, und doch ist das unveränderte Evangelium noch bei einer beträchtlichen Anzahl von Bewohnern der schönsten Länder in Ansehen geblieben. Doch Renan ist stärker als Voltaire; er sagt es selbst, daß er, im Wesentlichen und in der Gesinnung eins mit ihm, den Vorzug der Gelehrsamkeit vor ihm voraus habe.

Wir sind weit entfernt, diesen Vorzug zu verkennen. Wir sind vielmehr geneigt, all die geistigen Eigenschaften, welche ihm von einem begeisterten Verehrer und Freunde zugeschrieben werden, anzuerkennen. Vernehmen wir das Zeugniß des Jün-

gers voll Hingebung: <sup>1)</sup> „Renan ist ein Denker, jede Seite von ihm weckt Gedanken. Hr. Renan ist ein vollkommener Philologe, ein Orientalist. Er ist der Verfasser der Geschichte der semitischen Sprachen,“ (ich würde zu seinem Lobe lieber daran erinnern, daß er gut über Averroes geschrieben habe,) „er ist öffentlicher Professor des Hebräischen, des Chaldäischen und des Syrischen. Er besitzt so viel Poesie, als Kraft und Wissen — und er ist ein Bretagner, das ist etwa so viel, wie ein Galiläer in Frankreich. . . . Er ist ein Lamennais, der sich früh genug freigemacht hat ohne Gereiztheit und Bitterkeit. Er hat Palästina und Syrien gesehen. Endlich habe ich wohl nicht nöthig zu sagen, ob Hr. Renan zu schreiben versteht.“

Ja Hr. Renan versteht zu schreiben, so weit dieß von einem Talente abhängt, welches Hr. Havet an seinem Freunde als seine hervorragendste Gabe wohl zuletzt geltend machen wollte: das rednerische. Wir wissen, wie viel dieses edle Talent dazu beitragen kann, einfachen Gründen, welche ohne den Schmuck der rechten Rednergabe unbeachtet blieben, den Sieg zu verschaffen. Andererseits vergessen wir auch nicht, daß man durch diese Gabe auch Scheingründe und Irrthümer in das Gewand der Wahrheit kleiden kann, und daß hiebei nicht bloß Leser und Hörer, sondern der Schriftsteller selbst getäuscht werden kann.

Es ist für uns eine wahre Beruhigung, in dieser Gabe Renan's eine Erklärung und zugleich eine Art von Entschuldigung für einen Theil seiner irrigen Auffassungen und Darstellungen zu finden. Wenn wir uns nämlich vergegenwärtigen, wie ein geistvoller Gelehrter, der es mit dem Thatsächlichen nicht genau zu nehmen pflegt und auf ästhetische Effekte, auf interessante Combinationen und überraschende Entdeckungen ausgeht, nicht selten, wenn ihm die Rednergabe zur Seite steht und

<sup>1)</sup> Kritik über das Leben Jesu von E. Renan. Aus dem Französischen des Erneste Havet. Berlin 1864. S. 13.

das zaubervolle Schmuckkästchen mit den blinkenden Gedanken, mit den unwiderstehlichen Einfällen anmuthig darbietet, ohne bösen Willen und ohne bewußte Unredlichkeit sich sehr weit von der Wahrheit verirren kann, so möchten wir persönlich manchen Irrthum auch in diesem Buche über das Leben Jesu entschuldigen.

Die neueste Literatur bietet mehr als Ein Beispiel von solchen geistreichen Revolutionsversuchen auf dem Gebiete der Biographie dar. Gälte der Versuch einem Tiberius oder Julian dem Abtrünnigen, so möchten wir ruhig zuwarten, bis die Wahrheit allmählig aus den Entstellungen wieder auftauchte.

Im vorliegenden Falle sehen wir uns genöthigt, nachzuweisen, daß die von den Aposteln herstammende Darstellung von dem Leben und Wirken, wie von der Person Jesu gegenüber der neuen Auffassung Renan's in ihrem vollen Rechte bleibt. Es ist Hrn. Renan schon von mehreren Seiten gesagt worden, er habe in seinem Leben Jesu der Welt statt eines wissenschaftlichen Werkes einen Roman gegeben; wir wollen das nicht wiederholen, dafür wollen wir ihm in der kürzesten Form sagen, wofür wir sein verfälschtes Christusbild halten. Es liegt in den Worten des Herrn angedeutet: „Wenn sie zu euch sagen: Siehe, er (Christus) ist in der Wildniß, glaubet es nicht; siehe, er ist in den Kammern, glaubet es nicht.“ (Matth. 24, 26.) Die aus ihm eine Art von Anarchisten und Demokraten machen, zeigen ihn in der Wildniß. Die ihn zu einem volksthümlichen Idealisten und Zukunftschwärmer machen, zeigen ihn in der Stube. Den Idealisten und Demokraten hat Renan zu Einer Person verbunden. Die Verbindung ist neu, aber unwahr. Laßt uns sehen!



## II.

Die wissenschaftliche Grundlage der Renan'schen Auffassung  
in Hauptfragen und Vorfragen.

Jeder Nachdenkende mußte bei der Ankündigung eines Lebens Jesu, welches dessen Person und Wirken wesentlich anders darstellte, als es in den Evangelien erscheint, auf das Verfahren gespannt sein, wodurch zu einer so durchaus abweichenden Auffassung der Grund gewonnen wurde. Neue Quellen hat Hr. Renan nicht aus Palästina mitgebracht. Alles beruht also auf der Verbindung der im Evangelium gegebenen Berichte mit den Gleichzeitigkeiten, so weit sie auf das Werk oder die Person Jesu eine Einwirkung haben konnten; dann auf philologischer Beleuchtung der Texte, etwa auch auf neuer Geltendmachung geographischer und archäologischer Verhältnisse; ganz besonders aber auf den Grundsätzen, nach welchen einzelne Theile sollten angenommen oder als unächt nachgewiesen werden.

1. Der Biograph Jesu mußte vor allem über die Evangelien hinaus blicken und gestützt auf jüdische und klassische Nachrichten in der Zeit Jesu Umschau halten, um zu entscheiden, ob irgend welche Ereignisse und Zustände an dem Werke Jesu und seiner Richtung Antheil haben. Hr. Renan entzieht sich dieser Aufgabe nicht; er bringt zu ihr eine Combinationsgabe mit, ohne welche die pragmatische Erklärung historischer Erscheinungen selten gelingt. Hätte er nur auch einige Besonnenheit mitgebracht!

Daß es um das Christenthum etwas Großes sei, erkennt Renan nicht nur an, sondern er spricht es auch nachdrücklich aus, indem er am Ende der Einleitung geradezu sagt, ohne den Stifter des Christenthums sei die ganze Weltgeschichte

unbegreiflich. <sup>1)</sup> Wie kann aber die Entstehung des Christenthums selbst begriffen werden?

Unmöglich durch das von Renan Vorgebrachte.

Da er Jesus der Göttlichkeit entkleidet und für die Gründung und Ausbreitung seiner Religion nicht „das stille, aber mächtige Walten einer ganz planmäßig und mit klarer Vorherbestimmung wirkenden Vorsehung“ geltend machen kann — ihr Walten allein erklärt die Entstehung und Verbreitung des Christenthums genügend — so nimmt er seine Zuflucht zu dem rohen Mechanismus politischer Erregungen.

Nach Renan lagen in der Zeit, in welcher Jesus auftrat, die Elemente zu der geistigen Umwälzung des Christenthums so vorbereitet, daß es nur einer geeigneten Persönlichkeit bedurfte, um sie mit dem gewaltigsten Erfolge zu benützen. —

„Jesus lebte in einem jener Momente, wo man die Rolle des öffentlichen Lebens mit frischer Zuversicht (franchise) spielt, wo der Einsatz menschlicher Thätigkeit hundertfachen Gewinn trägt. Da hat jede große Rolle den Tod im Gefolge. . . . Jetzt wagt der Mensch wenig und gewinnt wenig. In den heroischen Epochen der menschlichen Thätigkeit wagt der Mensch alles und gewinnt alles. Die Guten und die Bösen, oder Jene, die sich dafür halten und die dafür gelten, bilden entgegengesetzte Heerlager. Vom Blutgerüste gelangt man zur Vergötterung. . . . Mit einziger Ausnahme der französischen Revolution, war nie eine geschichtliche Umgebung zur Entfaltung „jener geheimen Kräfte, welche die Menschheit wie in Reserve hält und nur in Tagen des Fiebers und der Gefahr offenbar werden läßt,“ in dem Grade geeignet, wie die Zeit, da Jesus sich bildete.“ <sup>2)</sup> Eine solche Gegenüberstellung des Zeitalters der Revolution und

<sup>1)</sup> On lui rend (à Jésus) un culte plus vrai en montrant, que l'histoire entière est incompréhensible sans lui. Pag. LIX.

<sup>2)</sup> S. 44 f.

der Zeit Christi hat etwas ungemein Blendendes, besonders in Verbindung mit einer Hinweisung auf die geheimnißvoll schlummernden, in heroischen Zeiten erwachenden Kräfte der Menschheit.“ Ein unbehutsamer Leser wird vielleicht hiemit den Schlüssel zur Lösung großer historischer Räthsel gefunden zu haben glauben.

Ganz anders erscheint diese Beleuchtung in den Augen Jener, welche die Zeit Christi aus den gleichzeitigen Quellen kennen. Ihr Charakter ist so weit von der schöpferischen Ursprünglichkeit eines heroischen Zeitalters entfernt, daß man sie — zunächst politisch betrachtet, wie sie auch von Renan aufgefaßt wird — eine Epoche des Stillstandes, ja der Erschlaffung nennen muß.

Zwei Menschenalter vor Christi Geburt, also drei Generationen vor seinem öffentlichen Auftreten haben wir allerdings eine Zeit der Gährung, die man mit den Tagen der französischen Republik vergleichen kann. Von den Proscriptionen des Marius und Cinna an sah wenigstens Rom etwas von dem, was England in der Zeit Cromwells und Frankreich unter Robespierre erlebte. Wenn Christus eine politische Rolle zu spielen gehabt hätte und zwei bis drei Menschenalter vor der Taufe durch Johannes aufgetreten wäre, dann möchte man mit einigem Rechte sagen können, die Zeitverhältnisse haben ihn und sein Werk vorwärts getrieben. Auch in Oriente gährte es noch zwei Menschenalter vor Christus gewaltig, als die beiden Brüder Hyrkan und Aristobul und ihre Nachfolger um den Thron und die Tiara stritten. Wer mit den kräftig vordringenden Parthern oder gegen sie stritt, mochte für den Einsatz von Kraft und Gefahr einen großen politischen Erfolg hoffen.

Aber mit der Schlacht von Aktium hörte diese gewaltige Gährung mit einemmale auf. Eben weil eine Ueberspannung vorangegangen war, folgte eine lange Erschlaffung. Es gibt lange keinen Raum mehr für großartige Thaten Einzelner. Rom sieht keinen Bürgerkrieg mehr, aber auch keine großen

Charaktere; die stark hervortretenden Persönlichkeiten werden immer seltener. In dem Grade als die Eine kaiserliche Macht stärker wird, schwächt sich das politische Einzelleben ab.

Nach im Osten fühlt man die allgemeine Erschlaffung. Die Parther sind wie gelähmt und etwa zehn Jahre vor dem Auftreten Christi so erschläfft, daß man sich in Rom schämte, einen so entarteten Feind im Osten zu haben. Die Regierungszeit des Tiberius mit dem wohlberechneten Drucke der Macht und List über Europa und Westasien ist bekannt genug. Da ist alle selbstständige Kraft gefesselt, alles Ursprüngliche und Freie ist im politischen Gebiete mit Argusaugen gehütet und vom hundertarmigen Riesen des wohlorganisirten Regionen-systems erdrückt. Und diese Zeit des Tiberius wäre einer jener schöpferischen Momente der Geschichte, in welchem die innerste Triebkraft der Menschheit in gigantischen Verhältnissen gährte und arbeitete, um Werke hervorzubringen, welche für Jahrtausende kräftig wären? Alles ist schwach in jener Zeit, nur der Organismus des imperatorischen Roms ist stark. Ein beinahe völliger Stillstand ist weithin in der Welt eingetreten.

Wenn also Renan zur Erklärung der gewaltigen Wirkungen, welche Christus durch die Stiftung seiner Religion hervorgebracht hat, seine Zuflucht zum eigenthümlichen Charakter jener Periode nimmt, in welche sein Wirken fällt, so hat er eine vielseitig und sicher bezeugte Wirklichkeit gegen sich. Solche Wirklichkeiten lassen sich mit den geistreichsten Einfällen nicht verändern.

Noch stärker verstoßt der Biograph gegen die that-sächliche Wirklichkeit, wenn er Christus ein anarchisches Streben zuschreibt. b.

Er fühlt ganz richtig, daß er umsonst das Zeitalter Jesu zu einer Epoche einer großartig keimenden Weltbewegung gemacht hat, wenn in der Gesinnung und dem Streben Christi der Anknüpfungspunkt fehlt. Einen solchen nun schafft er, indem er sich

bemüht, Jesus als einen bald mehr bald weniger bewußten Anarchisten zu charakterisiren. Zu diesem Zwecke wird schon das von Lukas erzählte Zurückbleiben des zwölfjährigen Jesus im Tempel ohne Wissen seiner Eltern benützt. „Schon sehr frühe offenbarte sich sein zum Absonderlichen neigender Charakter. Die Legende gefällt sich, von ihm zu berichten, wie er schon von Kindheit an sich der Autorität der Eltern entzog und aus den gewöhnlichen Bahnen heraustrat, um seinem Berufe zu folgen.“<sup>1)</sup>

Bei seinem ersten Auftreten ließ Jesus in seiner Idee vom Reiche Gottes noch nichts Anarchisches hervortreten; damals war darin nichts, als reine, ideale Geistigkeit zu gewahren.<sup>2)</sup> — Anders war es nach seinem Zusammentreffen mit Johannes dem Täufer. Jesus hatte auch da noch mit der Politik nichts zu schaffen. „Das Beispiel des Judas von Galan hatte ihm die Erfolglosigkeit von Volksaufständen gezeigt.“ — Er ver-  
 schmähte die Revolution im Kleinen, aber er begründete sie im Großen. „Der Grundgedanke Jesu war eine durchgreifende, selbst die Natur umfassende Revolution.“<sup>3)</sup> . . . Uebrigens war „seine Unterwerfung unter die bestehenden Gewalten, obwohl im Grunde kein Ernst dabei war, der Aeußerlichkeit nach vollständig.“<sup>4)</sup> Mit Ausnahme dieser Zwischenbemerkung, wonach die Unterwerfung unter die bestehende Ordnung ganz und gar nicht ernst gemeint gewesen wäre, ließe sich all das noch mit der rein geistigen Wirksamkeit Jesu vereinigen. Allein es folgen andere Auffassungen. „Die Revolution, welche er durch-  
 führen wollte, war immerhin eine moralische; aber er war noch nicht dahin gelangt, sich hinsichtlich der Ausführung derselben

1) S. 42.

2) S. 79 f.

3) S. 119.

4) S. 119.

auf die Eugel und die Posaune des Gerichts zu verlassen.“<sup>1)</sup> Selbst in den geistigen Grundsätzen der Lehre Jesu lag etwas Anarchisches. „Insoferne hat das Christenthum viel dazu beigetragen, den Sinn für Bürgerpflicht zu schwächen und die Welt der unbeschränkten Gewalt der vollendeten Thatfachen zu überliefern. Allerdings, indem es weiterhin eine ungeheure, freie, gegenseitige Verbindung (die Kirche) schuf, welche sich dreihundert Jahre lang der Politik zu enthalten verstand, hat das Christenthum das Unrecht, welches es gegen die Bürgertugenden beging, reichlich gut gemacht.“<sup>2)</sup> Was aber Jesus persönlich betrifft, so unterschied er sich von den Agitatoren seiner Zeit und aller Jahrhunderte allerdings durch seinen vollkommenen Idealismus. „Jesus ist in mancher Beziehung ein Anarchist, denn er hat keinen Begriff von der Staats-Regierung (il n'a aucune idée du gouvernement civil.). Diese Regierung erscheint ihm einfach und geradezu als ein Mißbrauch. Er äußert sich darüber in unbestimmten Ausdrücken und nach der Weise eines Menschen aus dem Volke, welcher keinen Begriff vom Staatswesen hat. Jegliche Obrigkeit erscheint ihm als ein natürlicher Feind der Männer Gottes; er kündigt seinen Jüngern an, daß sie mit der Polizei in Händel gerathen würden, ohne einen Augenblick zu verrathen, daß irgend etwas Beschämendes darin liege.“<sup>3)</sup>

Aus solchen Äußerungen sieht man, welches Gewicht einzelne beschränkende Versicherungen haben, wonach Christus keine politischen Unruhen — wenigstens zunächst — hervorrufen wollte.

Nach einer Hinweisung auf jene schönen Grundsätze des

<sup>1)</sup> S. 120.

<sup>2)</sup> S. 122.

<sup>3)</sup> S. 127. Hinsichtlich der *démêlés avec la police* werden citirt: Matth. 10, 17—18. Luk. 12, 11.

Evangeliums, wonach die Armen selig sind und das Reich Gottes besitzen sollen, heißt es: „Er träumte von nichts anderem, als einer ungeheuren Revolution der Gesellschaft (révolution sociale), in welcher die Rangstufen umgekehrt und alles, was mit Autorität bekleidet ist oder ein Amt verwaltet, gedemüthigt werden sollte.“<sup>1)</sup> Nach all diesem kann man darüber nicht sehr überrascht sein, daß Christus geradezu ein Demokrat genannt wird. „Der junge jüdische Demokrat (Jesus), hierin der Bruder des Judas von Galan, war, indem er keinen andern Herrn als Gott anerkannte, empört über die Ehrenbezeugungen, womit man die Person der Herrscher umgab, und über die oft klügelhaften Beinamen, die man ihnen beilegte.“<sup>2)</sup>

Damit stimmt die Bemerkung überein, welche bei Gelegenheit des Todes Jesu über den Grundcharakter des Christenthums gemacht wird. „Dem Bewußtsein eines Mannes aus dem Volke entsprungen, vor dem Volke ausgebildet, zuerst vom Volke geliebt und bewundert, hat das Christenthum einen ursprünglichen Charakter eingepreßt erhalten, welcher nie verwischt werden kann. Es war der erste Triumph der Revolution, der Sieg des Volksinnes, die Erhebung der Einfältigen, die Herrschaft des Schönen nach der Auffassung des Volkes. Jesus brach auf solche Weise in die aristokratischen Gesellschaften des Alterthums die Bresche, durch die später Alles einziehen sollte.“<sup>3)</sup>

Nun ist uns klar, warum die Periode Christi wie ein heroisches Zeitalter geschildert werden mußte, in welchem die Elemente zu einer großen Revolution vorhanden waren. Mit jener falschen Annahme fällt auch die ebenso irrige Veräußerlichung des Werkes Christi. Jeder, der nur ein wenig mit

<sup>1)</sup> S. 129.

<sup>2)</sup> S. 227 f.

<sup>3)</sup> S. 440.

freier Seele bedenkt, daß Hr. Renan all diese schönen Sachen von dem „jungen jüdischen Demokraten“ nur aus den nämlichen Evangelien herauslas, welche seit Jahrhunderten die Erlösung von der Sünde, den Frieden mit Gott, das Heil der Seele und die Verherrlichung der Tugend als das Werk Jesu verkünden, wird die neue Entdeckung des französischen Biographen auf ihren wahren Werth zurückzuführen verstehen.

Uebrigens vergißt Hr. Renan nicht, auch für die rein geistige Seite des Werkes Christi eine Quelle zu suchen. Hier befindet er sich in einer offenbaren Verlegenheit. In einer göttlichen Veranstaltung will er sie nicht suchen, einen direkten Verkehr Jesu mit den Trägern auswärtiger Cultur kann er nicht annehmen, weil Jesus der in irdischen Dingen unwissende Galiläer sein muß. Hören wir, wie er sich hilft.

„Ja wir erkennen es an, das Christenthum ist ein zu reichhaltiges und viel verschlungenes Werk, als daß es von Einem Menschen könnte vollbracht sein. In einem gewissen Sinne arbeitete die ganze Menschheit mit daran. Keine Welt ist so ummauert, daß sie nicht einigen Luftzug von außen empfinde. Die Geschichte des menschlichen Geistes ist voll von seltsamen Gleichzeitigkeiten, vermöge welcher Gruppen der Menschheit, welche sehr weit von einander entlegen sind, ohne gegenseitig verkehrt zu haben, zu gleicher Zeit beinahe auf dieselben Ideen und Vorstellungen gerathen. Im dreizehnten Jahrhundert treiben Lateiner, Griechen, Syrier, Juden und Muslemin Scholastik, und zwar beinahe dieselbe Scholastik von York (in England) bis Samarkand . . . ohne daß der heilige Thomas, Barhebräus, die Rabbinen von Narbonne, die Mutekallemin von Bagdad sich gekannt hätten.“ . . . „Man möchte sagen, daß große moralische Strömungen auf eine ähnliche Weise durch die Welt ziehen, wie Epidemien, ohne auf die Schranken politischer Grenzen oder des Völkerunterschiedes zu achten. Der Ideenverkehr in der Menschheit vollbringt sich nicht bloß durch Bücher und un-



mittelbare Belehrung. Jesus kannte nicht den Namen Buddha's, Zoroaster's und Platon's, er hatte kein griechisches Buch gelesen, kein buddhistisches Sutra, und doch findet sich bei ihm mehr denn Ein Element, welches aus dem Buddhismus, Parsismus und der griechischen Weisheit stammt, ohne daß er es gewahr wurde.“<sup>1)</sup>

Wir wollen ein ähnliches Gesetz, oder vielmehr die Thatsache vom Auftauchen verwandter Ideen in verschiedenen Kreisen der menschlichen Gesellschaft ohne äußere Mittheilung nicht läugnen; aber im vorliegenden Falle kann Hr. Renan von uns nicht verlangen, daß wir die Anwendbarkeit eines solchen Gesetzes zur Erschließung einer unsichtbar vermittelten Abhängigkeit des Christenthums vom Buddhismus von ihm annehmen, da der hiefür angeführte Beweis unhaltbar ist.

Es ist richtig, daß im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in Nisabur an der äußersten Grenze von Iran beinahe dieselbe Metaphysik, Logik und Physik gelehrt wurde, wie in den christlichen Schulen zu Paris. Wer die Physik von Albert dem Großen liest, wie er sie in Regensburg und Cöln schrieb und lehrte, hat ungefähr dasselbe, wie wenn er die große philosophische Encyclopädie von Ibn Sina (oder Avicenna) zur Hand nimmt. Der Grund der Uebereinstimmung liegt jedoch keineswegs darin, daß eine geheimnißvolle, wie unsichtbare, einer Epidemie zu vergleichende Naturmacht gewirkt hätte, sondern darin, daß man im Orient und Occident dieselben Werke des Aristoteles und seiner Ausleger zu Grunde legte. Weil Alfarabi, Ibn Sina und die spätern arabischen Philosophen im fernem Osten Aristoteles vor sich hatten, stimmten sie mit den Scholastikern Andalusiens und Deutschlands überein, welche wieder den Aristoteles vor sich hatten.

Der Stagirite mit seinen Interpreten war also hier die

<sup>1)</sup> S. 453 f.

Epidemie, welche uns jene in der That merkwürdige Uebereinstimmung der Scholastik in Chorasau und in Schwaben erklärt.

Wenn Hr. Renan daher eine theilweise Abhängigkeit der Lehre Jesu vom Parsismus oder Buddhismus wahrscheinlich machen will, so zeige er uns irgend einen historischen Zusammenhang, der wenigstens eine entfernte Aehnlichkeit mit der Verbreitung der Werke der griechischen Philosophen hat; daß wir uns aber unter die Wolke einer Ideenepidemie auf sein Wort hin stellen lassen, um unter ihrem Schatten uns des eigenen Nachdenkens zu begeben, fordere er nicht.

Nein, die Quelle des Christenthums ist kein Zusammenfluß aus fremden Teichen und Sümpfen; selbstständig fließt sie rein und ungemischt aus dem Felsengrunde göttlicher Veranstaltungen hervor.

Dem Jordan konnte die Sage, wie Hr. Renan weiß, statt der Felsen der Libanonabhänge einen Sumpf jenseits seines sichtbaren Ursprungs durch die Annahme unterirdischer Verbindungen anweisen; die Untersuchung an Ort und Stelle hat diese geheimnißvollen Canäle in das Reich der Phantasie verwiesen.

Dahin gehören auch die Canäle, welche Hr. Renan zwischen dem Christenthum und Buddhismus annimmt.

Nach all dem Gesagten müssen wir die pragmatisch-historische Erklärung der Entstehung des Christenthums bei Renan in wesentlichen Punkten für irrig halten. Eine Biographie, welche sich einer mehr als tausendjährigen Auffassung entgegenstellen will, darf ihre Hauptstärke nicht in witzigen, poetischen Combinationen, sondern in begründeten Urtheilen haben, besonders in einer solchen Hauptfrage.

Außerdem gibt es viele vereinzelt Nebenfragen, die bei einem ähnlichen Stoffe durch wissenschaftliche Kenntnisse in der Archäologie, Philologie und Geographie so beantwortet werden können, daß über das Ganze bald in weitere, bald in geringere Ausdehnungen Licht verbreitet wird.

Wollen wir sehen, welche Stützen dieses neue Leben Jesu aus diesen wissenschaftlichen Gebieten erhalten hat.

2. Zu den äußern Vorbedingungen einer guten Lebensbeschreibung aus der alten Zeit gehört unstreitig die Alterthumskunde im weitesten Umfange des Wortes. Man dürfte von dem Gelehrten, welcher ein größeres Werk über phöniciſche Alterthümer erwarten läßt und zur Erforschung dieser letztern eine Sendung in den Orient erhalten hat, manche neue, lichtvolle Bemerkung erwarten. Der Verfasser erkannte die Bedeutung der Archäologie insofern vollkommen an, als ein nicht unbedeutender und jedenfalls der harmlosere Theil seines Buches aus recht anschaulichen archäologischen Gemälden und Randzeichnungen besteht.

Daß sich hier beinahe nichts Neues findet, wollen wir dem Biographen nicht zum Vorwurfe machen. Wir finden es ganz natürlich, daß ein gewandter Schriftsteller durch passende Sittenschilderungen, auch wenn sie keine neuen Forschungen enthalten, die Erzählung belebt.

Um so mehr mußte man, wenn der Schriftsteller für wahrheitsliebend will gehalten werden, fordern, daß er den Nimbus orientalischer Gebräuche nicht mißbrauche, um Wirkungen, die bei der Entstehung des Christenthums wahrhaft außerordentlich sind und die Spuren einer göttlichen Vorsehung verrathen, zur Alltäglichkeit herabzuziehen.

Dies geschieht bei der Erläuterung der orientalischen Gastfreundschaft. Mit der idyllischen Vorstellung von den Vorrechten des Gastes und der Bereitwilligkeit der Hauswirths, Gäste zu empfangen, zu verpflegen und zu beschützen, ist es wohl wie mit der Großmuth des Löwen, von der die Kinder in ihren Naturgeschichten lesen. Jenes Ideal orientalischer Gastlichkeit ist ganz wahr, wo ein Abraham oder ein Hatem Taji waltet. Es stehen aber arge Contraste daneben, und auf keinen Fall erklärt sie uns das Räthsel der schnellen Verbreitung des Chri-

stenthums. Renan sagt: „Nehmet die morgenländische Gastfreundschaft weg, und es ist unmöglich, die Verbreitung des Christenthums zu erklären.“<sup>1)</sup>

Offenbar reicht die morgenländische Gastfreundschaft nicht hin, die Thatsache zu erklären, wie innerhalb eines Menschenalters von Jerusalem aus das Christenthum sich fast in allen bedeutenden Orten vom Tigris bis zum Ebro festsetzen konnte.

Jene Gastfreundschaft diente fast nur auf dem Lande, und zwar in Palästina und der Nachbarschaft, also buchstäblich gerade da, wo die Apostel am wenigsten wirkten. Die ersten Gemeinden wurden fast durchaus in Städten gegründet.

Auch da fanden die Verkünder des Christenthums gastliche Aufnahme, wenn einmal der Grund zu einer Gemeinde gelegt war. Das opferbereitwillige Wohlwollen, welches die Verkünder des Evangeliums, dann die vertriebenen und hin und her reisenden Christen aufnahm und verpflegte, war eine Frucht des Christenthums. Den „Heiligen“ die Füße zu waschen oder zu dienen, war das Erkennungszeichen der Christen.<sup>2)</sup> Diese Gastlichkeit fand das Christenthum nicht vor, es schuf sie so gewiß, als es vor Christus weder Diakonen, noch Diakonissen gab.

Wer indeß das in der That interessante Problem der schnellen Verbreitung des Christenthums historisch erklären will, hat nicht bloß solche Einrichtungen und Gebräuche zu bezeichnen, welche uns erklären, wie die reisenden Glaubensverkünder Pflege und Wohnung erhielten, sondern wie es möglich war, obwohl sie in griechischen und römischen Städten als Barbaren erschienen, in so umfassender Weise Verbindungen anzuknüpfen.

<sup>1)</sup> S. 293.

<sup>2)</sup> Vergl. Hebr. 6, 10. I. Timothy. 5, 10.

Wer bereitete ihnen die Hörsäle, wer sorgte sogleich nach ihrer Ankunft dafür, daß sie unmittelbar ein bedeutendes Auditorium vorfanden?

Es gibt nur Eine Antwort: Die Synagogen, welche sich in allen bedeutenden Städte. fanden. In ihnen waren die Apostel als geborene Israeliten unmittelbar nach ihrer Ankunft einheimisch; in ihnen fanden sie aber auch neben den meist hartnäckigen Juden eine Anzahl gelehriger Proselyten aus den empfänglichern heidnischen Bewohnern der Stadt, und durch sie den Uebergang zu andern Gruppen der Bevölkerung.

Und wie ist es gekommen, daß diese Synagogen gerade in dem Zeitalter vor Christus über die ganze römische und griechische Welt ausgestreut wurden?

Wir antworten unbedenklich: Das war ein Werk der Vorsehung. — Auch Nebenfragen konnten zu der Anerkennung dieser großen Macht zurücklenken.

3. Doch sehen wir, wie Hr. Renan eine andere Wissenschaft, die Philologie zur Begründung seiner Auffassung des Lebens Jesu anwendet.

Bekanntlich muß manche Frage über den wahren Inhalt einer Lehre in alten Religionsurkunden durch philologische Analyse der Texte entschieden werden. Das Lehrgebäude der zoroastrischen Religion stellt sich ganz anders dar, wenn man in der Erklärung der altpersischen Urkunden der Uebersetzung von Anquetil Duperron folgt, und ganz anders, wenn man die von Burnouf eröffneten Forschungen benützt.

Nichts von ähnlichen Operationen findet sich bei Hr. Renan. Er nimmt den Text ungefähr, wie er in den Schulen gelesen wird, und übersetzt ihn auch meistens in der allbekannten Weise. Wir finden das in der Ordnung, daß über der Thätigkeit des Biographen die Philologie schlummert. Wir zweifeln so wenig an seinen philologischen Kenntnissen, als viele seiner Leser. Wir fordern aber auch, daß er dieses Vertrauen nicht in der

Art mißbrauche, wie bei dem Urtheile über den Styl der Evangelien.

Um den irrigen Satz zu unterstützen, daß die bei Matthäus verzeichneten Sentenzen und Parabeln Christi die Grundlage des ganzen Evangeliums seien, wird Jesus als der eigentliche Begründer der Parabel bezeichnet. Man höre Menan: „Seine Lehrweise war süß und lieblich, ganz erfüllt von der Natur und dem Blüthendufte der Auen (toute pleine de la nature et du parfum des champs). Er liebte die Blumen und entlehnte ihnen seine bezauberndsten Reden! . . . Ganz vorzüglich ausgezeichnet war der Meister in der Parabel. Das Judenthum hatte ihm nicht ein Muster für diese köstliche Redeweise gegeben. Er ist als der Erfinder und Urheber derselben zu betrachten.“<sup>1)</sup> Der Auszeichnung, welche ein Gegner des Christenthums hier dem Stifter derselben zu Theil werden läßt, können wir uns nicht freuen. Nachdem ihm die göttliche Würde abgestreift und auch seine Menschheit entadelt ist, mag auch diese Zierde wegbleiben; wir wollen uns Christus nicht vorstellen, wie seine Reden Blumenduft hauchen; auch nicht als Erfinder der Parabel ihn ehren; denn es ist nicht wahr. Die Parabel ist im Bereiche des Judenthums vor Christus angewendet worden und findet sich nach ihm bei solchen Schriftstellern, bei welchen die Nachahmung des Evangeliums undenkbar ist. Joatham's liebliche Rede vom Königthume der Bäume und Sträucher (Richt. 9, 7 ff.) kann man eine Fabel nennen, aber die Anrede, durch welche der Prophet Nathan David nach seiner Sünde zur Buße trieb, war eine Parabel.

In der Parabel vom Weinberg und seinem Herrn stellt Isaias den Undank Israels dar. (Jf. 5.) Der Psalm (Ps. 80), welcher erzählt, wie ein edler Weinstock aus Aegypten geholt,

<sup>1)</sup> S. 167.

in Palästina gepflanzt wurde, dort verwilderte und nun zertreten wird, ist eine Parabel.

Jene Sammlung rabbinischer Homilien, Betrachtungen und Erklärungen zum Pentateuch, die man unter dem Namen Midrasch rabboth kennt, ist, wie überhaupt die Midrasch-Literatur, reich an Parabeln. Die solempne Einleitungsformel ist, wenn die Parabel z. B. von einem Könige erzählt wird: Maschal lemelech.<sup>1)</sup>

Daß die in den Midrasch sprechenden Rabbinen die Parabeldichtung aus dem Evangelium gelernt haben, kann Niemand annehmen, der es weiß, in welcher Abgeschlossenheit sich die Autoritäten der Mischnah und des Talmud von allem Christlichen halten.

Natürlich würde die Vorstellung von Christus nicht wesentlich verändert, wenn wir ihm das literarische Verdienst der Erfindung einer besondern Art von Darstellungsformen in der schönen Redekunst verdanken würden. Neben den Urhebern der epischen und dramatischen Poesie würde freilich der Erfinder der Parabel so klein dastehen, wie ein Epigramm neben der Ilias. Die Verdienste Christi liegen in einer andern Sphäre. Wahr bleibt es, daß in den meisten Reden Christi etwas unmittelbar mächtig Wirkendes liegt. Dieß wird von Renan an einzelnen Stellen anerkannt. Um so mehr müssen wir staunen, daß er anderwärts das von Christus Gesprochene wie das Produkt eines Literaten zu beurtheilen scheint.

In dieser Beziehung begreifen wir nicht, wie er den vornehm geschulten Alexandriner Philo mit Christus zusammenstellen kann: „Philo ist in Wahrheit der ältere Bruder Jesu. Er war zweiundsechzig Jahre alt, als der Prophet von Nazareth auf der höchsten Stufe seiner Wirksamkeit stand und überlebte

<sup>1)</sup> z. B. Breschith rabba ed. Amsterd. fol. 6. col. 3. zweimal. fol. 7. col. 4. med.

ihn wenigstens um zehn Jahre. Wie Schade ist es, daß ihn das Zufallsspiel des Lebens nicht nach Galiläa geführt hat! Was hätte er uns nicht alles gelehrt!“<sup>1)</sup>)

Eine solche Zusammenstellung ist auf dem Gebiete der biblischen Philologie ein ähnlicher Mißgriff, wie wenn, um aus einem uns naheliegenden Gebiete einen Vergleich zu entnehmen, eine wohlgesetzte akademische Antrittsrede mit den blitzenden und wetternden, wahrhaft mächtigen Anreden des ersten Napoleon an seine Soldaten im italienischen Feldzuge zusammengestellt würde. Will ein reddegewandter Professor sagen: Welche schönen Dinge hätten jene Soldaten gehört, wenn mir das Schicksal den Beruf gegeben hätte, in jener Stunde zu ihnen zu reden? Es gehört etwas mehr dazu, um „mit Macht“<sup>2)</sup> zu sprechen, als alexandrinische Schulbildung.

Doch lassen wir die Philologie; es hat Hrn. Renan nicht gefallen, einen solchen Gebrauch von ihr zu machen, welcher das Verständniß der christlichen Religionsurkunden fördern würde.

Wenden wir uns zur Geographie!

4. Der Umstand, daß Renan Palästina selbst besucht hat, gewährte ihm den Vortheil, den topographischen Theil mit einer gewissen Frische und Anschaulichkeit auszustatten. Doch erinnern wir uns nicht, daß aus seinen Anschauungen in Palästina neue Aufklärungen über örtliche Dunkelheiten der heiligen Schrift geboten wären.

Wir wollen darum nicht gering von den Ergebnissen der Reise des Hrn. Renan nach Syrien denken, vielmehr erwarten wir aufrichtig von ihrer Veröffentlichung manche neue Antwort auf alte Fragen, besonders wenn es gilt, aus einzelnen Thatfachen Schlüsse von allgemeiner Bedeutung zu ziehen. Das ist ja sein Hauptstreben, trockene, selbst sehr geringfügige Thatfachen

<sup>1)</sup> Introd. IX.

<sup>2)</sup> Matth. 7, 29.



zu Combinationen zu verwenden und zur Entdeckung innerer Verbindungen zu benutzen.

Um so weniger durfte er mit Stillschweigen an dem Zeugnisse vorübergehen, welches die Geographie für die Richtigkeit der Evangelien ablegt. Nicht, als wenn hiedurch allein deren Richtigkeit bewiesen würde; allein gehörig gewürdigt sind jene Wahrnehmungen, die der Geograph an diesen Schriften macht, geeignet, eine gute Meinung zu Gunsten ihrer Richtigkeit zu erwecken. Bereits Hug hat dieses Moment geltend gemacht.<sup>1)</sup> Unabhängig von den Bemerkungen dieses Gelehrten wird mancher Leser alter Schriftstücke die merkwürdige Thatsache beobachtet haben, daß Erzählungen in dem Grade arm an geographischen Details sind, oder verwirrt und unrichtig in topographischen Angaben, in welchem Grade sie unhistorisch sind, und umgekehrt. Was von Augenzeugen oder nach guten Quellen geschrieben ist, pflegt sich durch Ortsangaben auszuzeichnen. Xenophons Anabasis ist ein wahres Repertorium für den Geographen, die Cyropädie aber arm an Ortsbestimmungen. Das pseudonyme Werk Watidi's über die Eroberung Syriens läßt uns namentlich am Anfang hinsichtlich der Züge der Araber ganz im Dunkeln. Wie leer an Ortsbestimmungen ist die gnostische Pistis Sophia! Förmlich geographische Steppen sind die apokryphen Evangelien.

Ganz anders in unsern kanonischen Evangelien. Wären sie nicht von Augenzeugen geschrieben, so hätten wir namentlich über Jerusalem, das im Jahre 70 in einen Schutthaufen verwandelt wurde, keine solchen Detailangaben, wie sie gerade in dem so unbillig angefochtenen vierten Evangelium vorkommen.

Allerdings muß die Kritik von so wichtigen Urkunden weiter vordringen. Folgen wir Hrn. Renan auf dieses an verwickeltesten Fragen reiche Gebiet!

<sup>1)</sup> Einleitung I. Thl. 3. Aufl. 1826. S. 13. ff.

## III.

## Renan's Evangelienkritik.

Eine der ersten Fragen für den Verfasser einer Biographie ist natürlich die Beschaffenheit und Brauchbarkeit der Quellen, aus welchen er schöpfen will. Der Verfasser des Lebens Jesu muß entweder das, was unsere Evangelien geben, ordnen und verarbeiten, oder er muß, wenn er diesen apostolischen Nachrichten mißtraut, die Gründe angeben, welche ihn zum Zweifel an der Richtigkeit und Zuverlässigkeit dieser Quellen bewegen.

Gegen die Richtigkeit der Evangelien im Ganzen und Einzelnen Zweifel zu erheben und zu begründen, war bekanntlich das Geschäft einer ganzen Reihe von Bibelgelehrten in Deutschland.

Hr. Renan hat sich mit einem Theil dieser deutschen Forschungen bekannt gemacht, leider aber nur mit solchen, welche den Standpunkt der angreifenden und auflösenden Kritik einnehmen. Ganz vorzüglich hat er sich an Strauß angeschlossen, mit dessen Leben Jesu er sich eifrig bekannt gemacht hat. Der Eindruck, welchen die Lektüre dieses deutschen Werkes auf ihn machte, war so, daß er öffentlich erklärte, man könne alles, was die Evangelien an wirklichen geschichtlichen Nachrichten über Jesus enthalten, auf eine einzige Seite bringen. Es ist bereits in Frankreich<sup>1)</sup> daran erinnert worden, daß nun, nachdem von ihm ein aus den Evangelien geschöpftes Leben Jesu von mehr als fünfshalbshundert Seiten vorliegt, einiger Widerspruch mit sich selbst zu Tage getreten sei. Renan hat seine erste Ansicht geändert. An die Stelle der schroffen, wegwerfenden kritischen Strenge ist die feinste Berechnung getreten. Er wollte ein Leben Jesu

<sup>1)</sup> M. Abbé Freppel, Examen critique de la Vie de Jésus par M. Renan. VIII. éd. Paris 1863. p. 12.

schreiben und hatte keine andern Quellen, als die Evangelien. Er wollte der Mitwelt einen ganz andern Jesus zeigen, als der Christus der Evangelien ist. Dieß war nur dadurch möglich, daß er ein Verfahren ersann, nach welchem er jene Theile des Evangeliums, die zu seinem Zwecke paßten, für ächt, jene aber, welche ihn in der beabsichtigten Charakteristik Jesu störten, für unächt erklären konnte.

Keiner von unsern deutschen Kritikern hat das Willkürliche seines Verfahrens so offen und unverhüllt zu Tage treten lassen.

Eine Darlegung seiner Beurtheilung der vier Evangelien und dann seines Verfahrens in der Behandlung einzelner Theile derselben wird die Gerechtigkeit unsers Urtheiles beweisen.

Hinsichtlich der Abfassung der Evangelien spricht sich Renan so schwankend aus, daß es schwer ist, eine bestimmte Ansicht von ihm hervorzuheben; denn bald scheint es, daß er die Evangelien wirklich den Aposteln und Jüngern zuschreiben wolle, deren Namen sie tragen, bald nimmt er Uebearbeitungen und Veränderungen Späterer an. Jedenfalls läßt er erst um 150<sup>1)</sup> n. Chr. die Evangelien in der uns vorliegenden Form abgeschlossen sein.

Folgende Gedanken treten indeß mit mehr oder weniger Bestimmtheit hervor.

Wenn man inne werden will, was Christus geredet hat, so muß man sich vorzugsweise an Matthäus halten.<sup>2)</sup> Das Evangelium Johannis gibt zwar sehr ausführliche Reden, aber diese sind, sollte sie auch Johannes geschrieben haben, nicht ächt. Dagegen kann man sich auf die Thatsachen, welche im Johannesevangelium enthalten sind, besser verlassen. „Der Grundriß einer Geschichte des Lebens Jesu im vierten Evangelium ist

<sup>1)</sup> p. XXV u. ff.

<sup>2)</sup> Introd. p. XXXVII. Mathieu mérite évidemment une confiance hors ligne pour les discours.

so, wie man es in der Schule des Johannes wußte.“ . . . „Nach meiner Ansicht wußte diese Schule die äußern Umstände aus dem Leben des Stifters besser, als jene Gruppe, aus deren Erinnerungen die synoptischen Evangelien (Matthäus, Markus und Lukas) entstammt sind.“<sup>1)</sup>

Nach diesem Systeme braucht sich demnach der Geschichtschreiber, der das Göttliche in Christus läugnen will, durch jene Reden bei Johannes, in welchen Christus selbst eine göttliche Würde in Anspruch nimmt, nicht stören zu lassen, er ist ihrer los.

War einmal festgestellt, daß die Aussprüche, welche das Matthäusevangelium enthält, ächte Aufzeichnungen sind, so ließ sich von den Vorträgen des Herrn jenes anmuthige Bild entwerfen, das uns befriedigen könnte, wenn es einen Rabbi von Tiberias, etwa Simon Ben Jochai mitten unter seinen Jüngern darstellen sollte.

Natürlich hält Renan auch hier wieder nur jene Aussprüche für ächt, in denen nichts von der göttlichen Würde Christi vorkommt; an der Aeußerung Christi bei Gelegenheit des Bekenntnisses Petri (Matth. 16.) wird eifertig vorübergeschlichen. Manchmal wird mitten in einer Reihe von Sätzen einer als unmächt bezeichnet. So z. B. der Satz Matth. 10, 38. qui non accipit crucem suam et sequitur me, non est me dignus. Es wird von Renan und denen, die mit ihm diesen Ausspruch beanstanden, vergessen, daß die Kreuzigungsstrafe zur Zeit Christi von den Zeiten der Perser und Hasmonäer her bekannt genug war, um vor der Kreuzigung Christi selbst einen Anlaß zu bildlichen Redensarten darzubieten.

Willkürlicher ist es, wenn er ohne Beweis annimmt, jene Stellen, in denen Christus den Aposteln gewisse amtliche Vollmachten gibt, seien wohl hintenher hinzugesetzt worden, um für die kirchlichen Autoritäten eine Stütze zu gewinnen.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Introd. XXXVI.

<sup>2)</sup> Vie d. J., p. 296 mit Bezug auf Matth. 18, 17 ff. Joh. 20, 23.

Es möchte bei einer so willkürlichen Behandlung der Aussprüche im Matthäusevangelium fast überflüssig scheinen, den Grund zu prüfen, auf welchen hin die Priorität und Aechtheit dieses Theiles der Evangelien angenommen werden soll.

Da jedoch Renan hier wirklich eine Art von Beweis führt, anderseits die von ihm benützte Stelle nicht nur früher mehrfach in Anspruch genommen worden ist, sondern auch jüngst einen deutschen Kritiker zu irrigen Schlüssen veranlaßte<sup>1)</sup>, so müssen wir auf dieselbe eingehen.

Eusebius hat uns in seiner Kirchengeschichte ein Fragment aus einer Schrift des Papias, Bischofs von Hierapolis in Phrygien, aufbewahrt,<sup>2)</sup> welche in fünf Büchern Erklärungen über Aussprüche, die den Herrn betreffen, enthielt. Es ist in der That um so kostbarer, da Papias an die Apostel hinaufreicht; er muß um 120 n. Chr. geblüht haben. Das Bruchstück ist aus der Vorrede des sonst untergegangenen Werkes. Papias sagt da, er habe besonders darnach getrachtet, mündliche Aufschlüsse von Solchen zu erhalten, welche mit den Alten verkehrt hätten: „was Andreas, was Petrus, was Philippus, was Thomas, was Jacobus, was Johannes, was Matthäus, was die übrigen Jünger des Herrn zu sagen pflegten; was Aristion und der Presbyter Johannes, Jünger des Herrn sagten.“ Darauf folgen Bemerkungen von Eusebius über den Apostel und Presbyter Johannes und verschiedene Notizen, nach welchen Eusebius weitere Worte des Papias so beifügt: „Wir wollen nun den oben angeführten Worten die Ueberlieferung beifügen, welche er über Markus, den Verfasser des Evangeliums in folgendem anführt: „Auch dieses sagte der Presbyter: Markus, welcher Dolmetsch des Petrus war, hat theils die Aussprüche,

<sup>1)</sup> A. Hilgenfeld, der Kanon und die Kritik des neuen Testaments. Halle 1863.

<sup>2)</sup> Euseb. l. III. c. 40. p. 235 f. ed. Laemmer.

theils die Thaten Christi sorgfältig geschrieben, so viele er im Gedächtniß behielt; freilich nicht der Ordnung nach. Denn weder hatte er den Herrn selbst gehört, noch war er sein Begleiter; später begleitete er den Petrus, welcher die Lehren nach dem Bedürfnisse vortrug, nicht aber als Einer, der von den logia des Herrn eine systematische Darstellung machte; weßhalb denn auch Markus in nichts gefehlt hat, da er Einiges so aufschrieb, wie er es im Gedächtniß hatte. Er trug nämlich nur für Eines Sorge, daß er nichts von dem, was er gehört hatte, ausließe oder davon etwas falsch vorträge.“ Solches (das fügt Eusebius bei) wird von Papias über Markus erzählt. Ueber Matthäus aber wird folgendes von ihm gesagt: „Matthäus schrieb die logia in hebräischer Sprache; diese wurden dann von Jedem gedeutet, wie er es vermochte.“

Diese letztere Stelle, so kurz sie ist, wird hauptsächlich für die Geschichte der Evangelien benützt, auf deren Entstehung sie jedenfalls Licht wirft. Doch gerade sie wurde in der Art in Anspruch genommen, daß die Erkenntniß der Entstehung und des Alters der Evangelien mehr verwirrt und verdunkelt, als aufgehellst wurde.

Hilgenfeld zieht in seinem Sinne Schlüsse aus dem, was die Stelle verschweigt, Renan mit Andern aus dem, was sie sagt. Der erstere schließt so: Papias kann das vierte Evangelium nicht gekannt haben, denn sonst hätte er darüber sprechen müssen. Hätte er darüber gesprochen, so müßte Eusebius seine Aeußerung aufbewahrt haben. Dieser gelehrte Kirchenvater habe sich ja ein Geschäft daraus gemacht, Zeugnisse der Alten über die Bücher des neuen Testaments zu sammeln. Es lasse sich daher schlechterdings nicht annehmen, daß Eusebius es veräußert hätte, die Aeußerung des Papias über das Evangelium Johannis anzuführen, wenn er eine solche vorgefunden hätte. —

Ohne Hilgenfeld zu kennen, neigt sich doch Hr. Renan zu einem gleichen Schlusse, da der Dolmetsch der neuesten

Evangelienkritik für Frankreich, H. Reuß, diesen Schluß als ein neues Resultat der Schriftforschung verkündet hatte. Wir entgegen: gerade deshalb, weil Eusebius so aufmerksam auf alles ist, was die Schriften des neuen Testaments betrifft, müßte er es ausdrücklich hervorgehoben haben, daß Papias vom vierten Evangelium nicht rede, wenn es wirklich so wäre, oder dieses Schweigen Verdacht erregte. Daß dieser unser Schluß ganz gegründet und die Hilgenfeldische Schlußfolgerung falsch sei, wird noch mehr in Folgendem hervortreten, wo wir ein neues Zeugniß von Papias anführen werden. Uebrigens beruht sein ganzes System der Evangelienkritik auf einer unbegründeten Deutung des Ausdruckes *logia*, oder vielmehr auf irrigen Schlüssen aus einer Deutung desselben.

Das muß als unbestreitbar angenommen werden, daß der Ausdruck *logia* in der Stelle, welche von Matthäus handelt, denselben Sinn habe, wie in dem Titel des Werkes von Papias. Es ist richtig, daß die nächste und natürlichste Bedeutung von *logia* „Ausprüche“ ist.

Hätte man an dieser Bedeutung festzuhalten, so ergäbe sich aus dem Titel, daß es eine besondere Absicht des Bischofs von Hierapolis war, die Reden des Herrn zu sammeln und zu erklären. Dann wäre aber auch zugleich erklärlich, warum er sowohl Markus, als Matthäus nur von der Seite der Ausprüche des Herrn berücksichtigt hätte. Wenn ein geographischer Schriftsteller die Periplen des schwarzen Meeres sammeln und erklären würde, spräche er vielleicht in der Vorrede von der geographischen Anwendbarkeit der sogenannten orphischen Argonautika, oder der Argonautika des C. Valerius Flaccus Sertinus Valbus, und könnte bei dieser Gelegenheit sagen: Der Periplus des Valerius Flaccus ist weniger genau, als jener der orphischen Argonautika. Und doch wäre es ein großer Irrthum, zu schließen, die griechischen oder lateinischen Argonautika enthielten bloß geographische Notizen.

Wenn man jedoch auf die ausdrückliche Erklärung des Papias Rücksicht nimmt, wonach er mit großem Fleiß alle bewährten mündlichen Nachrichten sammelte, welche er über den Herrn aus dem Munde von Apostelschülern erhalten konnte, so scheint es am natürlichsten zu sein, den Titel zu übersetzen: „Ausprüche (logia), die sich auf den Herrn beziehen.“ Durch solchen Gebrauch des Ausdruckes logia hat sich dann Papias genug erklärt, um verstanden zu werden, wenn er den uns vorliegenden „Bericht“ die „Nachrichten“ des Markus und Matthäus logia nennt.

Wenn demnach Renan von der Voraussetzung ausgeht, Matthäus habe ursprünglich bloß Ausprüche von Christus, wie die Bergpredigt, Parabeln, Aufträge an die Jünger aufgeschrieben, so baut er eine Hypothese auf ein morsches Fundament.

Wir können um so weniger annehmen, das Matthäusevangelium habe ursprünglich nach Papias nur Reden umfaßt, da eine solche Annahme mit dem wirklichen Ursprunge der Evangelien unvereinbar ist. Die ersten Evangelien sind aus den Vorträgen der Apostel hervorgegangen. Diese aber können sich nicht auf die Anführung der Parabeln Jesu und ähnlicher Reden beschränkt haben.

Was Papias in jenem Fragmente über Markus sagt, bestätigt, daß er die Predigt der Apostel als den Uebergang zu den schriftlichen Evangelien kannte. Das ist theilweise in der deutschen Evangelienkritik anerkannt.

Hören wir aber nun auch, wie das Echo der deutschen Kritik des Johannesevangeliums über den Rhein zurückkommt.

3. Von den übrigen Evangelien außer Matthäus wird nur Markus als ganz zuverlässig anerkannt; <sup>1)</sup> Markus kann man als das Werk eines Augenzengen gelten lassen. <sup>2)</sup> „Was

<sup>1)</sup> Introd. p. XXXVIII.

<sup>2)</sup> p. XXXIX.



aber das Werk des Lukas betrifft, so ist seine historische Bedeutung viel schwächer. Die Worte Jesu sind hier künstlicher und mehr die Frucht der Ueberlegung. Manche Aussprüche sind übertrieben und geradezu gefälscht.<sup>1)</sup>

Strenger, als über Lukas, muß natürlich das Urtheil über das Evangelium Johannis lauten, denn der Verfasser desselben erklärt ja ausdrücklich, er habe die darin erzählten Thaten Jesu geschrieben: „damit ihr glaubet, Jesus sei Christus, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen.“ (Joh. 20, 31.)

Renan nennt dieses Evangelium geradezu bizarr. Der historische Theil weicht beträchtlich von den frühern Evangelien ab. Die Reden aber, welche hier Jesu in den Mund gelegt werden, stimmen durchaus nicht zu den logia der andern Evangelien. „Wenn Jesus redete, wie er bei Matthäus spricht, so kann er nicht geredet haben, wie es Johannes will. Zwischen den beiden Autoritäten hat nie ein Kritiker geschwankt, noch wird je einer schwanken. Auf tausend Stunden weit vom einfachen, unabsichtlichen, nicht persönlichen Tone der Synoptiker entfernt, zeigt Johannes ohne Unterlaß die Vorurtheile des Apologeten, die Hintergedanken des Sektirers (*les arrière-pensées du sectaire*), die Absicht, einen Satz zu beweisen und Gegner zu überzeugen.“ Da gibt es lauter anspruchsvolle, plumpe, schlecht geschriebene Tiraden.<sup>2)</sup> Ob es ganz von Johannes selbst geschrieben sei, entscheidet Renan nicht. „Wenn der Sohn des Zebedäus diese Blätter wirklich sollte geschrieben haben, so mußte er wohl beim Schreiben den See Genesareth und die bezaubernden Unterhaltungen vergessen haben, die er an seinen Ufern gehört hatte.“<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> p. XXXIX.

<sup>2)</sup> p. XXIX s.

<sup>3)</sup> *Les charmants entretiens, qu'il avait entendus sur ses bords.*  
p. XXXI.

Er ist nicht ungeneigt, Johannes wirklich als Verfasser gelten zu lassen, nachdem derselbe in Ephesus sich an der seltsamen Bewegung der syncretischen Philosophie betheiligt hatte, welche damals in Kleinasien vor sich ging.<sup>1)</sup> „Alle Keime des Gnosticismus waren dort schon vorhanden. Johannes scheint an diesen fremden Quellen getrunken zu haben. Es ist möglich, daß der greise Apostel nach den Ereignissen vom Jahre 68 (Datum der Apocalypse) und vom Jahre 70 (Zerstörung Jerusalems) mit seiner glühenden und beweglichen Seele, hinsichtlich der Hoffnung auf eine nahe Wiederkunft des Menschensohnes in den Wolken bitter enttäuscht, sich den Ideen zuneigte, die er um sich her fand, und von welchen einige sich recht gut mit gewissen christlichen Lehren verschmolzen. Indem er diese neuen Ideen Jesus zuschrieb, folgte er eben einfach einem ganz naturgemäßen Zuge. Unsere Erinnerungen erleiden mit allem Uebrigen eine Umwandlung.“<sup>2)</sup>

Diese Einwendungen gegen das Johannesevangelium sind für uns in Deutschland nicht neu; Renan hat die bedeutendsten in seiner Art zusammengefaßt, ohne zu bemerken, daß er sich hiebei selbst in Widersprüche verwickelt. Auf der einen Seite sollen nach ihm die hier aufgezeichneten Reden den Ton des Apologeten verrathen, auf der andern Seite wären in denselben gnostische Elemente verschlossen. Hier zeigt sich, daß man die Erfindungen der Tübinger Schule jenseits des Rheins nicht immer geschickt sich eigen macht. Der Apologet hebt den Gnostiker auf. Etwas apologetisches und absichtliches liegt in der That im Johannesevangelium. Der Verfasser des vierten Evangeliums hat offenbar die Absicht, für den Glauben an die göttliche Würde Christi Belege zu liefern. Er entschuldigt sich, daß er nicht

<sup>1)</sup> Ein Gedanke, den unter andern Hilgenfeld ausführt in der Schrift: Das Evangelium und die Briefe Johannis. Halle 1849.

<sup>2)</sup> p. XXXI s.

alle Wunder Christi aufgezeichnet habe, und fügt bei: „Diese aber sind geschrieben, damit ihr glaubet, Jesus sei Christus der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen.“ Joh. 20, 31.

Um die Nothwendigkeit eines apologetischen Verfahrens im Zeitalter der Apostel nachzuweisen, brauchen wir Hrn. Renan gegenüber nicht festzustellen, daß die Anfänge der Gnosis mit den Aposteln gleichzeitig seien; er scheint von selbst geneigt, dieses anzunehmen, freilich nur dazu, um eine Abhängigkeit des Johannesevangeliums von der Gnosis zu behaupten. Für uns in Deutschland ist diese Auffassung nicht neu; wir haben es erlebt, daß man in den Kreis der Apostel Entzweigungen hineinträumte, die uns aus dem unentweiheten Muster der Eintracht ein Urbild der Partheibestrebungen darstellen würden.

Etwas davon hat auch Renan aufgegriffen, ohne jedoch die Sache ernstlich zu verfolgen.

Dagegen läßt er den Apostel Johannes und seine Schule in Ephesus in die neuen Ideen der gnostischen Speculation eingehen. Wie weit er hiebei auf Hilgenfeld's Schrift über das Evangelium Johannis <sup>1)</sup> Rücksicht genommen hat, wissen wir nicht; da er für diese monströse Annahme keinen Gewährsmann anführt.

Es ist möglich, daß Manche von der Neuheit dieser Auffassung überrascht, wirklich geneigt werden können, den apostolischen Verkünder der Lehre von der Gottheit Christi mit den entschiedensten Gegnern des christlichen Glaubens in der alten Zeit zu vermengen.

<sup>1)</sup> Hilgenfeld, das Evangelium und die Briefe Johannis. Halle 1849. S. 320. „Die Analyse des johanneischen Lehrbegriffes stellt uns das Evangelium als das Produkt eines der größten und selbstständigsten Denker des zweiten Jahrhunderts dar, dessen dogmatischer Standpunkt im Wesentlichen den Uebergang von der valentinischen zur marcionitischen Gnosis repräsentirt.“

Der Nachdenkende wird die gänzliche Wichtigkeit einer solchen Annahme erkennen, wenn er zwei Dinge erwägt: erstens den historisch bezeugten Charakter des heiligen Johannes und seiner Schule, und zweitens das Verhältniß des Lehrinhaltes vom vierten Evangelium zu den Lehren der Gnostiker. Was das erstere betrifft, so wird der nächste Abschnitt<sup>1)</sup> an jene Thatfachen erinnern, welche eine Connivenz des Apostels oder seiner Schule gegen die fremde Lehre mit der vollsten Bestimmtheit anschliefen.

Ebenso unthunlich erscheint die Annahme einer Conspiration des Johannesevangeliums mit dem Gnosticismus, wenn wir die Theorien der ältesten Gnostiker mit dem Inhalte dieses Evangeliums vergleichen. Cerinthus, der wirklich mit Johannes zusammentraf, hatte doketische Grundsätze, das Johannesevangelium und der erste Brief des heiligen Johannes, den Renan als ächt erkennt, bekämpft den Doketismus;<sup>2)</sup> Cerinthus predigt eine Zukunft Christi mit irdischer Sinnlichkeit:<sup>3)</sup> bei Johannes lehrt Christus, im jenseitigen Hause des Vaters sei die Ruhestätte der Verheißung, hier hätten die Jünger Bedrängniß.

Will Renan Menander oder Basilides mit Johannes in Verbindung bringen, da er die Coexistenz der ersten Produkte der Gnosis mit den Aposteln annimmt,<sup>4)</sup> so wäre es möglich, daß er an diese Gnostiker der ältesten Zeit dächte, oder an Elcheseich (Elkesai), auf welchen unlängst die von Schwolfohn beigebrachten Materialien neues Licht warfen; dagegen ist es unmöglich, bei einiger Vergleichung den schroffen Gegensatz zu verkennen, welcher zwischen diesen Gnostikern und dem Johannesevangelium besteht. Das Evangelium Johannis ist im vollsten

<sup>1)</sup> S. 63 f.

<sup>2)</sup> z. B. Joann. XIX. 34. 35. 1. Joann. I. 1.

<sup>3)</sup> Euseb. I. III. c. 29 n. 1. VII. c. 25. p. 213. 568. ed.

Laemmer.

<sup>4)</sup> p. XXXI.

Einflange mit den Synoptikern einerseits und den Briefen Pauli andererseits, was die Lehre betrifft.

Es gibt nur Eine Einwendung aus dem Innern des Evangeliums selbst, welche — nächst vereinzeltten Differenzen in der Erzählung von Thatsachen — einigen Schein von Wahrheit hat, nämlich die theologische Färbung und Haltung des Ganzen und immerhin auch etwa die eigenthümliche Form der hier aufgenommenen Reden Jesu.

Sobald man aber von der im Alterthume befestigten Nachricht über die Entstehung des vierten Evangeliums ausgeht, verschwindet diese. Eusebius berichtet uns als eine in der Zeit vor ihm beglaubigte Thatsache, daß Johannes die übrigen drei Evangelien kannte, als er daranging, das seinige zu verfassen,<sup>1)</sup> von innen durch das Zureden der Vorstände kleinasiatischer Gemeinden und von außen durch das Andringen der cerinthischen und ebionitischen Häresie angetrieben.<sup>2)</sup>

Indem die Erinnerung des Apostels vorzüglich solche Momente aus dem Leben und Wirken Jesu hervorhob, welche der gnostischen Pseudo-Theologie entgegengestellt wurden, entstand allerdings nothwendiger Weise eine theologische Haltung des Ganzen.

Man muß aber sehr auf Uebertreibungen ausgehen, wenn man die Reden Jesu bei Johannes mit jenen unvereinbar finden will, welche wir bei Matthäus lesen.

Was die Sentenzen des ersten Evangeliums betrifft, so wird Niemand den Evangelisten so verstehen wollen, daß ganze Vorträge Jesu aus solchen Sätzen bestanden haben, wie: „Selig die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“

Während wir bei Matthäus zum Theil abgerissene, zum Theil zusammengeschobene Sätze aus den Lehrvorträgen Christi

<sup>1)</sup> Eus. H. E. III. c. 25. p. 202. ed. Laemmer.

<sup>2)</sup> Hieron. prolog. in Matth. Vgl. Reithmayr, Einleitung in die canonischen Bücher des neuen Bundes. Regensburg 1852. S. 423.

haben, liegen uns bei Johannes mehrere zusammenhängende Originalvorträge vor.

Auch hier ist kaum eine Spur von griechischem Periodenbau, und wenn Renan sagt, diese Reden seien schlecht geschrieben, so müssen wir ihm in dem Sinne Recht geben, als wir den demosthenischen Satz- und Periodenbau in ihnen vermiffen. Es ist der ächt semitische Stufenstyl des prophetischen Vortrags. Ist das so, — und kein wirklicher Kenner des Hebräischen kann das läugnen, — dann fallen die Scheingründe in nichts zusammen, welche Renan unsern deutschen Kritikern mit so viel Zuversicht nachschreibt.

Nicht immer ist es indeß billig, zu verlangen, daß Renan die Vorurtheile unserer deutschen Evangelienstürmer erkennen und überwinden sollte; aber in einzelnen Fällen hätte er als Orientalist solche Schlüsse abweisen sollen, die lediglich auf einer Befangenheit in einem engen Kreise literarischer Beobachtung beruhen. Dann hätte er es unserm Strauß nicht so gläubig nachgeschrieben, daß Jesus in Nazareth geboren sei, und wäre dann von dem durchaus vergeblichen Genealogiensturm zurückgeblieben, bei welchem die Kritik wahrlich keine Vorbeeren verdient hat.

Renan hat zum Voraus angekündigt, daß er in der Behandlung der einzelnen Abschnitte des Evangeliums der Kritik von Strauß folgen wolle. So ist es denn auch gleich von vornherein geschehen bei der Bestimmung des Geburtsortes Jesu. Strauß sucht zu beweisen, daß nicht Bethlehem, sondern Nazareth der Geburtsort Jesu war, namentlich aus dem Grunde, weil Jesus der „Nazarener“ heißt. Auch ohne auf den orientalischen Sprachgebrauch Rücksicht zu nehmen, mußte man wissen, daß ein langer Aufenthalt einen Ortsnamen schafft. Bekanntlich führen ausgezeichnete Männer im Orient nicht nur vom Orte ihrer Geburt, sondern auch vom Orte längern Aufenthaltes einen oder mehrere Beinamen. So heißt Muha-

med ibn Mahmud Abu Saïd zugleich der Merwenser (Merwezi), dann der Hamadaner und Bagdader, weil er in diesen Städten gewirkt hat.<sup>1)</sup> Ibrahim ibn Maucur heißt der Irakenser und der Aegyptier.<sup>2)</sup> Der in Aegypten geborene Ali ibn al Hasan heißt el Maucili, der Mossulenser, weil er hier eine Zeit lang lebte.<sup>3)</sup> Obwohl der Sufi Abu Dolaf in Bagdad geboren und erzogen war, so führt er doch von dem unbedeutenden Dertchen Schublak bei Aszefschneh den Beinamen Alschubli, unter welchem er schlechtweg bekannt ist.<sup>4)</sup> Ein anderer ebenso bekannter Sufi Abulhasan führt den Beinamen Al-Nûri von Nûr, einem Städtchen zwischen Samarkand und Balch, obwohl er in Bagdad geboren und herangewachsen war.<sup>5)</sup>

Uebrigens würde wohl nie die Geburt Christi in Bethlehem beanstandet worden sein, wenn diese nicht mit der Messiaswürde zusammenhinge, welche in der That die Herkunft von David in sich schließt.<sup>6)</sup>

Auch hier folgt Renan seinem Lehrer und Meister Strauß mit der Behauptung, es sei die davidische Abkunft Jesu erst hintenher erfunden, und daraus dann die Erzählung von der Reise der Aeltern nach Bethlehem gebildet worden.<sup>7)</sup> Beide können kaum erwogen haben, daß es nichts helfe, das Zeugniß von der davidischen Abstammung Christi aus dem Evangelium zu streichen, da die Briefe Pauli diese Thatsache sicher bezeugen. Im Hebräerbrieft heißt es: „Es ist offenkundig, daß unser Herr aus Juda entsproß.“ Hebr. 7, 14. Im Römerbrief wird

1) Sobki Cod. Rehm. Biographien, f. 141. b.

2) Daf. f. 170. b.

3) Daf. f. 297.

4) Koscheiri Risâlet. Cod. Mon. arab. 55. f. 42. b.

5) Daf. f. 32. a.

6) Strauß I. S. 275.

7) p. 20, 239.

die Hinweisung auf die davidische Abstammung Christi in den Gruß am Anfang versflochten, was soviel ist, als hätte Paulus einen Schild ausgehängt, auf dem geschrieben stand: Ich glaube an Jesum Christum, den Sohn Gottes, dem Fleische nach Sohn Davids. (Röm. 1, 3.) Noch nachdrücklicher ist diese Thatsache wie ein Glaubensartikel in einem der letzten Briefe Pauli ausgesprochen (2. Thimoth. 2, 8.): „Denke daran, daß der Herr Jesus Christus auferstanden ist von den Todten, aus dem Samen Davids, nach meinem Evangelium, in welchem ich leide bis zu Banden wie ein Missethäter.“

Hier liegt etwas vor, was die wegwerfende Kritik zur Bestimmung bringen könnte, wenn sie ernstlich die Wahrheit liebte. Uebrigens ist es für Solche, die nicht ein besonderes Studium aus der Geschichte der heiligen Schrift gemacht haben, immer schwer, die ganze Frage von der Richtigkeit der Evangelien zu überblicken, wenn sie nur vereinzelte Antworten auf fragmentarische Angriffe lesen. Wir glauben es ihnen schuldig zu sein, einen concentrirten Beweis für die Richtigkeit der kirchlichen Evangelien vorzulegen.

#### IV.

##### Die Richtigkeit des kirchlichen Evangeliums.

Ist die Zuversicht mit welcher Hr. Renan auftritt, auch nicht auf eigene Forschungen gegründet, so stützt sie sich doch auf die kritischen Arbeiten deutscher Bibelforscher. Bei allen Widersprüchen, welche im Lager dieser Gelehrten manchmal zu den heftigsten Streitigkeiten Anlaß geben, — man denke an den Gegensatz zwischen Volkmar und Hilgenfeld, — scheint doch eine gewisse Uebereinstimmung in dem Punkte zu herrschen, daß die vier Evangelien zwar um 150 n. Chr. so vorhanden



waren, wie wir sie lesen, daß sie aber nicht von den Aposteln herrühren, also nicht ächt und zuverlässig seien.

So ist auch die Ansicht von Renan. Wer ihm oder einem seiner deutschen Meister und Lehrer auf den Irrgängen einzelner Schlüsse und Erörterungen nachgeht, wird das Irrige in diesen einzelnen Behauptungen leicht erkennen. Allein die Gesamtvorstellung von der zweifellosen Richtigkeit der Evangelien im Ganzen bleibt doch getrübt. Selbst der Hochgelehrte wird nach der Vertiefung in die vereinzelt Abwehr sich manchmal sammeln müssen, um die Gründe für die Richtigkeit der heiligen Urkunden festhalten zu können. Um so mehr wird es für Solche, welche aus der Geschichte der Bibel kein besonderes Studium machen konnten, ein Bedürfnis sein, nachdem sie Zeugen von den Angriffen auf die Richtigkeit der Evangelien und etwa auch von einzelnen Er widerungen waren, die positiven Gründe für den apostolischen Ursprung der Evangelien überblicken zu können.

Indem wir in dem unmittelbar Folgenden einen solchen Ueberblick zu geben suchen, bemerken wir, daß vor allem eine Beschränkung einzelner Zeugnisse abgewiesen werden muß, deren sich Renan, auch hier wieder der Nachahmer von deutschen Vorgängern, schuldig gemacht hat. Gezwungen von den Zeugnissen eines Irenäus, Theophilus von Antiochien, Tatian, Athenagoras und Justin, gesteht er zu, daß das vierte Evangelium — und damit selbstverständlich die drei vorangehenden synoptischen — um 150 vorhanden war und dem Apostel Johannes zugeschrieben wurde.<sup>1)</sup> Wer die genannten Zeugnisse nicht bloß nach einem Zahlencitate, in welchem die Stellen nach Buch und Kapitel angegeben werden, berücksichtigt, sondern nach ihrem Wortlaute oder doch nach ihrem Inhalte vernimmt, und mit jenen verbindet, welche wir außerdem anführen wollen, wird nicht bei dem Jahre 150 stehen bleiben, sondern bis zu den

<sup>1)</sup> Introd. XXV.

Aposteln kommen. Wenn man an der angeführten Stelle<sup>1)</sup> Renan's Auseinandersetzung liest, so glaubt man einen Vertheidiger der unbedingten Aechtheit des Johannesevangeliums zu hören. Er scheint sich hierin von seinen deutschen Führern entfernen und zur kirchlichen Anschauung zurückkehren zu wollen. Allein bald sieht man, daß diese Anerkennung des apostolischen Ursprungs dieses Evangeliums nicht redlich gemeint ist. Die Reden im Evangelium Johannis sollen ja ausgeschlossen werden. Er wird bei seinen deutschen Vorgängern weder in dem, was er dem Apostel zuschreibt, noch in dem, was er ihm abspricht, Anerkennung finden.

Mit seinen Willkürlichkeiten ist kein positives Resultat zu erzielen; ein solches kann nur auf wirklichen historischen Gründen aufgebaut werden. Wenige werden daher die Ansicht die er vertritt, für wahr halten; allein Viele werden doch über diesem Hin- und Herreden den wahren Thatbestand aus dem Auge verlieren. Sie werden geneigt sein zu denken, daß die Frage von der Aechtheit der Evangelien zu den Problemen gehöret, die man am besten auf sich beruhen lasse. Und eben das ist, was wir mit Nachdruck bestreiten. Die vier kirchlichen Evangelien sind mit so viel historischer Sicherheit als ächte Schriftdenkmäler von der Hand der Apostel Matthäus und Johannes, und der Apostelschüler Markus und Lukas zu erkennen, daß wir durch sie gleichsam Mitangezeugen und Ohrenzeugen der Reden und Thaten Christi werden können. Der König Darius Hystaspis ließ die Hauptthatfachen seiner Regierung so hoch und sicher in einer Felsenwand von Bisuntin eingraben, daß die Wetter und Verwüstungen von mehr als zweitausenden, samt der noch gefährlicheren Zerstörungslust der Rohheit und Unwissenheit nur wenig davon verwischen konnten. Die Urkunde von den Reden und Thaten des Herrn wurde fünf-

<sup>1)</sup> Introd. XXV. s.

hundert Jahre später zwar nur auf Pergament geschrieben, aber durch ein so sicher verschlungenes Zeugniß bestätigt, daß wir dieselbe mit größerer Sicherheit, als jenes persische Denkmal für den Originalausdruck der ersten Zeugen seiner Werke festhalten können. In den folgenden Instanzen mache sich dieses Zeugniß vernehmlich.

1. Tertullian in Karthago schrieb zwar am Ende des zweiten Jahrhunderts und noch in den ersten Jahre<sup>n</sup> des folgenden; sein Zeugniß aber reicht weiter zurück.

Die vier Evangelien waren zur Zeit Tertullians nämlich nicht nur anerkannt, sondern man hielt auch fest, daß sie so, wie man sie in der Kirche las, von den Aposteln überliefert seien. Das erscheint mit vorzüglicher Klarheit bei der Gelegenheit, da Tertullian den Apostaten Marcion und seine Anhänger darüber zurechtweist, daß sie aus den vier Evangelien jenes des Lukas herausgenommen und nach ihren Zwecken verstümmelt und verändert hatten. „Die nämliche Autorität der apostolischen Kirchen bietet auch den übrigen Evangelien Gewährschaft; wir haben diese Evangelien demnach durch die Vermittelung derselben (Kirchen) und in der von ihnen anerkannten Gestalt; nämlich jenes des Johannes und Matthäus; obwohl auch das, welches Markus herausgab einem Apostel (nämlich dem Petrus) angehört, wie versichert wird, da Markus sein Dolmetsch war. So wird auch die Aufzeichnung von Lukas dem Paulus zugeschrieben.“<sup>1)</sup> Wie die übrigen Evangelien, so sei auch das des Lukas unverändert von den Aposteln her in der Kirche überliefert worden, bis zur Zeit der Fälschung Marcions, die er ein Sacrilegium nennt.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Adv. Marcionem, l. IV. c. V. p. 166. ed. Oehler.

<sup>2)</sup> Das. Si enim apostolica integra decurrerunt, Lucae autem quod est secundum nos adeo congruit regulae eorum, ut cum illis apud Ecclesias maneat, jam et Lucae constat integrum decurrisse usque ad sacrilegium Marcionis.

2. Etwas früher als Tertullian wirkte und schrieb Clemens von Alexandria. Da seine Hauptschrift vorherrschend archäologisch und philosophisch ist, hat er in ihr nur geringe Veranlassung von den Evangelien Gebrauch zu machen; indessen webt er doch manche Stelle aus dem Evangelium des heiligen Johannes<sup>1)</sup> und Matthäus<sup>2)</sup> ein. Viel öfter benützt er in seinem Pädagogus die Evangelien. Wir sehen aus seinen zahlreichen Citaten, daß er unsern Matthäus, Lukas und Johannes vor sich hatte.<sup>3)</sup> Manchmal läßt er sich in Erörterungen von einzelnen Angaben der Evangelisten ein, die uns willkommen sein müssen. So stellt er die chronologische Angabe am Anfange des Evangeliums des heiligen Lukas mit der Zeit des Todes Jesu zusammen.<sup>4)</sup> Ebendort erläutert er auch ein Moment der Genealogie bei Matthäus. Anderwärts stellt er die vier kirchlichen Evangelien dem apokryphen „nach den Aegyptiern“ gegenüber.<sup>5)</sup> Die vier kirchlichen Evangelien sind ihm die „uns überlieferten.“

3. Die Ueberlieferung, worauf sich nach Clemens von Alexandria die Annahme der vier Evangelien stützt, wird mit der vollsten Klarheit und Bestimmtheit von Irenäus in seinem Hauptwerke, welches er unter Papst Eleutherus um das Jahr 192 in Lyon schrieb, nachgewiesen. Seine Erklärung über diesen Gegenstand ist um so bedeutender, da er seine Jugend in Kleinasien zugebracht hatte, wo er mit dem ehrwürdigen Bischöfe

<sup>1)</sup> Joann. 10. 16. 28. Stromata I. VI. c. 14, p. 794. Jo. 1, 3. Str. VI. c. 7. p. 769 ed. Potter.

<sup>2)</sup> Matth. 5, 28. Stromata I. II. c. 15. p. 463. Matth. 15, 11. 19. Stromat. II. c. 11. p. 455. Matth. 19. 12. Strom. III. c. 7. p. 538. Matth. 13. 25. Str. VI. c. 8. p. 774.

<sup>3)</sup> Beispielweise vergleiche man Paedag. I. I. c. 8. p. 135—142 mit Stellen von Jo. 1, 1. Matth. 19, 17. Jo. 15, 1. 2. u. f. w.

<sup>4)</sup> Stromata I. I. c. 21. p. 407.

<sup>5)</sup> Stromata I. III. c. 13. p. 553.: „Den erstern Ausspruch haben wir in den uns überlieferten vier Evangelien nicht, wohl aber in jenem nach den Aegyptiern.“

Polycarp von Ephesus in näherer Beziehung stand und durch diesen die Zeit des Apostels Johannes berührte; während er in den reifern Jahren in der abendländischen Kirche wirkte. Sein Gesichtskreis war kein enger, er überblickte die kirchliche Ordnung des Orients und Occidents und sah, was in ihrer übereinstimmenden Annahme auf apostolischer Gründung beruhte. Die Hochschätzung der apostolischen Ueberlieferung ließ ihn auch die geistreichsten Versuche gnostischer Neuerer, an die Stelle der alten Evangelien neue zu setzen, oder doch diese neuen Producte den ehrwürdigen Werken der Apostel anzureihen, mit Entschiedenheit abweisen. Mit Nachdruck macht er geltend, es gebe nicht mehr und nicht weniger Evangelien, als vier. Seine Worte sind: „Es gibt aber nicht mehr Evangelien, als diese, und kann auch nicht weniger geben. Denn weil es vier Gegenden der Welt gibt, in der wir leben, und vier Hauptwinde (spiritus), die Kirche aber über die ganze Erde verbreitet ist, und wiederum das Evangelium die Säule und Stütze der Kirche und Geist (spiritus) des Lebens ist; so folgt, daß sie sich in vier Säulen darstelle, welche von allen Seiten Unverweslichkeit ausströmen und die Menschen beleben. So erklärt sich, wie das allschöpferische Wort, (der Logos) welcher über den Cherubim thront und alle Dinge befaßt, bei seiner Offenbarung an die Menschen uns das viergestaltige Evangelium, welches jedoch von Einem Geiste zusammengehalten wird, gegeben habe.“<sup>1)</sup>

Am Anfange desselben Buches<sup>2)</sup> spricht er sich so aus:

„Der Herr Aller, gab den Aposteln die Vollmacht des Evangeliums (der Verkündigung desselben). Durch sie haben wir denn auch die Wahrheit, das heißt die Lehre des Sohnes Gottes erkannt. Zu ihnen hat der Herr gesprochen: „Wer euch höret, höret mich, wer euch verachtet, der verachtet mich und den, der mich gesendet hat.“

<sup>1)</sup> Irenaeus adv. Haeres. l. III. c. XI. §. 8. ed. Massuet p. 190.

<sup>2)</sup> L. III. praef. p. 137.

„So haben wir denn durch keine andern, als eben durch sie die Veranstaltung unseres Heiles kennen gelernt, durch sie, durch welche das Evangelium zu uns gekommen ist. Dieses haben sie damals verkündet, dann aber nach dem Willen Gottes uns in schriftlicher Aufzeichnung übergeben, daß es uns ein Fundament und eine Säule des Glaubens werde. Denn es ist unstatthaft zu behaupten, sie hätten eher zu predigen angefangen, als sie eine vollständige Erkenntniß hatten, wie Einige sich erkönnen zu sagen, jene nämlich, die sich rühmen, die Correctoren der Apostel zu sein. Denn nachdem der Herr von den Todten auferstanden, und sie mit der Kraft des heiligen Geistes bekleidet waren, der von der Höhe kam, erhielten sie die ganze Fülle und hatten eine vollkommene Erkenntniß; sie zogen aus bis an die Grenzen der Erde, indem sie die frohe Botschaft des von Gott uns gewährten Heiles brachten, und den Menschen den himmlischen Frieden verkündeten, und zwar in der Art, daß alle insgesammt und jeder wieder für sich einzeln das Evangelium Gottes hatten.“

„So hat denn Matthäus unter den Hebräern in der Muttersprache derselben auch ein schriftlich aufgesetztes (nicht bloß mündlich verkündetes) Evangelium veröffentlicht, während Petrus und Paulus in Rom das Evangelium verkündeten und die Kirche gründeten. Nach ihrem Abgange hat Markus, der Schüler und Dolmetsch des Petrus, ebenfalls das von Petrus Verkündete uns schriftlich hinterlassen. Auch Lukas, der Begleiter von Paulus, hat das von ihm verkündete Evangelium in einem Buche niedergelegt. Endlich hat Johannes, der Jünger des Herrn, der auch an seiner Brust geruht hatte, auch seinerseits das Evangelium während seines Aufenthaltes in Ephesus herausgegeben.“

Das sind nicht die einzigen Aeußerungen des edlen Bischofs und Martyrers von Lyon, sie könnten aber allein schon hinreichen, die treuerbürgte Herkunft der kirchlichen Evan-

gelien von den Aposteln zur überzeugenden Anschauung zu bringen.

Gehen wir aber weiter zurück.

4. Von Justinus möchte man zum Voraus kaum ein Zeugniß zu Gunsten der Evangelien erwarten, da seine Schriften dazu geschrieben sind, Nichtchristen von der Wahrheit des Evangeliums zu überzeugen. Die gebildeten Römer und Griechen im Zeitalter der Antonine, an die sich dieser ausgezeichnete Apologet in der Einen Gattung seiner Schriften wendet, mußten erst darüber aufgeklärt werden, was man unter Evangelium verstehe. Er beruft sich auf die synoptischen Evangelien in der Form: „Die Apostel haben in ihren Denkschriften (*ἀπομνημονεύματα*), welche man Evangelien nennt, bezeugt, daß ihnen Jesus so aufgetragen habe: Er habe das Brod genommen, gedankt“ u. s. w.<sup>1)</sup> Ebenso bezeichnet er die Evangelien im Gespräche mit Tryphon.<sup>2)</sup> Daß er unsere Evangelien vor sich hatte, sieht man, abgesehen von den zwar öfter frei behandelten, aber wesentlich übereinstimmenden Citaten, daraus, daß er ausdrücklich einen doppelten Rang ihrer Verfasser angibt: Apostel und Begleiter der Apostel,<sup>3)</sup> d. i. Matthäus und Johannes einerseits, Markus und Lukas andererseits.

5. Daß Tatianus, der Schüler des Justinus, die vier Evangelien vor sich hatte, ist gewiß, da er mit Rücksicht auf diese kirchliche Vierzahl sein verloren gegangenes Werk *Diatessaron* d. i. „Durch viere,“ verfaßte. Ob man darunter eine Zusammenstellung nach Art unserer Harmonien zu denken habe, oder, was in der That wegen der spätern Ausartung dieses Mannes möglich wäre, eine neue Darstellung des Wirkens und

<sup>1)</sup> Apolog. I. c. 66. p. 268. ed. Otto.

<sup>2)</sup> z. B. II. c. 160. p. 336. ed. Otto.

<sup>3)</sup> Dial. c. Tryphone c. 103. p. 348. „Denn in den *apomnemonemata*, von welchen ich sage, daß sie von seinen Aposteln und deren Begleitern verfaßt seien“ u. s. w.

Wesens Jesu mit Benützung der Originalberichte,<sup>1)</sup> mag dahin gestellt bleiben. In jedem Falle bilden die vier Evangelien die Grundlage seiner Schrift.

6. Daran reihen sich zahlreiche, bald mehr, bald minder deutliche Citate aus den Evangelien, die wir nicht nur bei jenen Kirchenschriftstellern finden, welche um die Mitte des zweiten Jahrhunderts lebten, sondern auch bei jenen, die bis in die apostolische Zeit zurückreichen, namentlich bei Ignatius von Antiochia und bei dem Freunde der Apostel, Clemens von Rom. Aus den synoptischen Evangelien, namentlich aus dem ersten, werden von Ignatius nicht nur sehr viele Stellen bald wörtlich, bald dem Sinne nach angeführt, sondern das Citat auch als Schriftwort bezeichnet. „Und eine andere Schrift sagt: Ich bin nicht gekommen, die Gerechten zu berufen, sondern die Sünder.“ Matth. 4, 13. Luk. 5, 32. (S. Clemens, ep. II. c. 2.) Auf das Evangelium des heiligen Johannes ist wahrscheinlich Rücksicht genommen von Ignatius ep. ad Philadelph. c. VII. vgl. Joh. 3, 8.; von Clemens ep. ad Corinth. I. c. 49. vgl. Joh. 3, 16.

7. Sicher ist, und kann nicht nur das Vorhandensein, sondern auch die Verbreitung der Evangelien in der frühesten Zeit verbürgen, daß man sie damals auch außer der Kirche kannte. Celsus muß sie gelesen haben, um jene Einwürfe zu machen, die später Origenes beantwortete.

Die Gnostiker benützen die kirchlichen Evangelien auf die mannigfaltigste Art. Die bei ihnen vorkommenden Citate, Anspielungen und andere literarische Thatsachen, welche für unsern Zweck Zeugniß ablegen, sind von Hug<sup>2)</sup> sorgfältig zusammengestellt und geprüft worden.

<sup>1)</sup> Eusebius H. E. I. IV. c. 36. p. 319 sagt, er wisse nicht, wie Tatian aus den vier Evangelien das diatessaron zusammengestellt habe.

<sup>2)</sup> Einleit. I. Dritte Aufl. 1826. S. 41—100.



Freilich lassen sich manche Zusätze aus neugewonnenen Quellen machen. Wir heben ein wichtiges Zeugniß dieser Art hervor, welches gerade das so stark angegriffene Evangelium Johannis betrifft und der Zeit des Apostels ganz nahe steht.

8. Die seit nun mehr als einem Dezennium, seit ihrer Entdeckung, vielbesprochenen, aber noch nicht ganz ansgebeuteten Philosophumena von Hippolytus geben uns Stellen aus den Schriften des Gnostikers Basilides, welche beweisen, daß das Johannesevangelium schon um 100 n. Chr., oder bald nachher, selbst außerhalb der Kirche bekannt war und mitunter zu den verkehrten Deutungen häretischer Sophistik mißbraucht wurde. So die Stelle im ersten Kapitel des Evangeliums Johannes: *Erat lux vera* (l. VII. c. 22); dann Jo. 2, 4. vgl. 7, 6.: *Nondum venit hora mea*. (l. VII. c. 27.)

Diese Thatsache muß nicht nur Renan, sondern auch deutsche Kritiker nachdenklich machen; denn was Massuet<sup>1)</sup> über das Zeitalter des Basilides gesagt hat, bleibt noch immer in der Hauptsache unangetastet. Er wird auf der einen Seite als Schüler und Genosse des Menander bezeichnet, welcher sich an Simon Magus, den Zeitgenossen der Apostel, anschließt; auf der andern Seite muß er sich bei den Christen dadurch in Ansehen zu bringen gesucht haben, daß er mit dem Apostel Mathias oder mit Glaukias, einem Dolmetsch des heiligen Petrus, im Verkehr gewesen sein wollte.

9. Daß Papias, der ehrwürdige Bischof von Hierapolis, welcher bis in die apostolische Zeit zurückreicht, die beiden synoptischen Evangelien von Markus und Matthäus nicht nur kennt, sondern auch auf sehr willkommene Art beleuchtet, sahen wir im vorigen Abschnitte.

Die Kürze des von ihm erhaltenen Fragmentes gestattete

---

<sup>1)</sup> S. Iren. Opp. Dissert. I. Art. III. c. IV. §. 112 ff. Vol. II. p. 47.

die gesicherte Vermuthung, daß Papias auch die beiden andern Evangelien werde besprochen haben.

Die Vermuthung ist nun so gut als zur Gewißheit geworden, seitdem Hr. Aberle in Tübingen<sup>1)</sup> auf ein altes Argumentum secundum Johannem, welches Cardinal Joseph M. Thomasius aus einer Handschrift der Königin Christine von Schweden herausgegeben hat, aufmerksam machte. Es heißt hier: *Evangelium Johannis manifestatum et datum est ecclesii ab Johanne adhuc in corpore constituto; sicut Papias nomine, Hieropolitanus, discipulus Johannis carus, in exotericis, id est in extremis quinque libris retulit . . . u. s. w.*

Manche Einzelheiten an diesem merkwürdigen Altststücke sind so dunkel, daß die trefflichen Erläuterungen von Aberle wahrscheinlich nur den Anfang zu verschiedenen Untersuchungen bilden werden; daß aber Papias das vierte Evangelium vor sich gehabt habe, möchte durch dasselbe erwiesen sein.

10. Eines der einfachsten Mittel, von dem frühen Bestand der kanonischen Evangelien Gewißheit zu erhalten, ist die Berücksichtigung der alten Uebersetzungen des neuen Testaments und namentlich der Evangelien. Natürlich hängt die Schärfe dieses Beweismittels von dem Alter der einzelnen Versionen ab. Es kommen drei hier in Betracht, die syrische, die koptische und die alte lateinische.

Daß die letztere bei Tertullian benützt wird, ist klar. Wäre sie in der Nähe seines Zeitalters verfaßt worden, so möchte es schwer zu erklären sein, wie über ihren Urheber nicht die geringste Notiz gegeben wurde. Dagegen ist ihr ganz geräuschloses Entstehen dann erklärt, wenn sie mit den allerersten, so still sich vollziehenden Bemühungen der Apostel und ihrer Schüler um die Einführung des Christenthums in Italien und Afrika gleichzeitig ist.

<sup>1)</sup> S. Theologische Quartalschrift, Jahrg. 46. Heft I. 1864. S. 7 ff.

Für ein jedenfalls hohes Alter der koptischen Uebersetzung sprechen mehrere Umstände, ohne jedoch eine genaue Fixirung der Entstehungszeit zu gestatten.<sup>1)</sup>

Am sichersten läßt sich die Zeit bestimmen, in welche wir die Abfassung der alten syrischen Version zu verlegen haben, welche bekanntlich wegen ihrer Treue den Namen Peshito, d. h. die einfache führt.

Die Tradition der syrischen Kirche verlegt ihren Ursprung in die nämliche Zeit, in welcher das Christenthum im aramäischen Gebiete und namentlich in Edessa verkündet wurde.

Wir müssen diese Tradition für vollkommen begründet halten, wenn wir folgende Umstände — welche zum Theil schon öfter, namentlich von Hug, Wiseman und Wichelhaus<sup>2)</sup> geltend gemacht wurden, — berücksichtigen.

Hegesippus, der um 150 in Palästina lebte und des Aramäischen als geborener Jude wahrscheinlich kundig war, be-ruft sich auf das syrische Evangelium.<sup>3)</sup>

Eine für Mesopotamien bestimmte Version konnte allerdings möglicher Weise sehr bald nach ihrer Entstehung über die Grenzen der syrischen Sprache hinaus bekannt werden; doch müssen wir nach dem natürlichen Gang der Dinge für eine solche Verbreitung eine geraume Zeit in Anspruch nehmen.

Unmittelbar in die Zeit der Apostel führt uns eine Aeußerung des Jakobus von Edessa, den man als einen der frühesten Bearbeiter seiner Muttersprache und zugleich als

<sup>1)</sup> Ein Bruchstück von einer oberägyptischen Uebers. in einer alten Handschrift aus dem 4. Jahrhundert beleuchtete Georgius in einer 1789 zu Rom gedruckten Abhandlung, worüber sich Schwartze in der neuen Ausgabe der koptischen Evangelien (Berlin 1846) Borr. p. XVIII ausspricht.

<sup>2)</sup> De novi Test. versione Syriaca 1850. p. 61 etc.

<sup>3)</sup> Euseb. H. E. I. IV. c. 30. p. 304. Erläuterungen über diese Stelle s. bei Hug I. S. 367.

ausgezeichneten Kirchenschriftsteller aus dem achten Jahrhunderte ehrt.<sup>1)</sup>

Barhebräus hat uns diese Aeußerung aufbewahrt:<sup>2)</sup> „Jacob von Edessa sagt: jene Uebersetzer, welche von dem Apostel Adai und dem Könige Abgar von Edessa nach Palästina gesendet wurden und die Bibel (lactobe) übertragen haben,“ . . . (folgt ihre Version von Ps. 10). Wie man sieht, wird hier die Uebersetzung der heiligen Schrift, zunächst allerdings des alten Testaments, in die Zeit der Apostel verlegt.

Damit stimmt das überein, was Barhebräus<sup>3)</sup> beibringt. Nach ihm bestanden über den Ursprung der Peshito vom alten Testament verschiedene Ansichten, ein Theil dieser Version wurde sogar bis in die vorexilische Zeit zurückverlegt. Hinsichtlich des neuen Testaments bestehe kein Schwanken. Die dritte Meinung über die Entstehung der Peshito des alten Testaments drückt er (nach der Uebersetzung von Assemani) so aus: *Tertia (opinio) denique, quod diebus Adaei Apostoli et Abgari Edessae Regis elaborata est, quando et Testamentum novum eadem simplici versione traductum fuit.*

Es muß berücksichtigt werden, daß Barhebräus als Monophysit ein geringeres Interesse hatte, der Peshito ein hohes Alter zu geben, als etwa ein Nestorianer oder ein Katholik.

Den vollständigsten und für sich allein genügenden Beweis für die Entstehung der Peshito zur Zeit der Apostel und damit für die Evidenz der Richtigkeit der Evangelien würde eine bereits vom ältern Assemani gegebene und vom jüngern reproducirte Notiz liefern, wenn man sich auf sie selbst ganz verlassen könnte.

<sup>1)</sup> Assemani B. O. t. I. p. 468 ss.

<sup>2)</sup> In seinem Commentar zu Ps. X. Wiseman theilt die Stelle mit in *horae syriacae* Rom. 1828. pars I. p. 103.

<sup>3)</sup> Assem. B. O. II. p. 279.

Nämlich in einer syrischen Handschrift der Vaticana (Cod. syr. n. 91), welche verschiedene kirchliche Schriftstücke enthält, ist vom Schreiber der Handschrift folgende Notiz eingetragen <sup>1)</sup>: „De quodam pervetusto Evangelio, quod exstabat in sacra Ecclesia Aedium Romaeorum in urbe Bagdado. Erat quoddam Evangelium Edessenum pervetustum sed clarum ac dilucidum, ex quo ne jota quidem unum deletum fuerat, legebatur autem clarius quam libri recens exarati et unus dumtaxat prior quinternio prae antiquitate ex eo exciderat. Ad ejus vero calcem ita scriptum erat. Absolutus est sanctus iste liber Feria quinta die 18. Canun prioris (hoc est Decembris) Anno Graecorum 389 (Christi 78) propria manu Achaei apostoli, socii Mar Maris, Discipuli Mar Adaei Apostoli, cujus oratio nobiscum sit.“ Der jüngere Assemani, Stephanus Evodius, hat in dem Catalog der syrischen Handschriften (Biblioth. Vatic. t. II. p. 492) diese Unterschrift besprochen und aus dem Grunde Zweifel erhoben, weil das Evangelium Johannis nach dem Exile des Apostels auf Patmos, also nach dem Jahre 78 verfaßt sein müsse. Ernstlicher und einzig von Bedeutung ist die Schwierigkeit, welche in der so genauen Angabe liegt.

Zu Gunsten der wesentlichen Richtigkeit der Notiz muß indefs hervorgehoben werden, daß der Verfasser der Unterschrift sich schon durch die Formel *cujus oratio nobiscum sit* als einen Spätern zu erkennen gibt. Auch dann bleibt jedoch zweierlei stehen, erstens daß man ein Evangelienbuch hatte, welches dem Achai zugeschrieben wurde, und zweitens, daß auf keinen Fall der Schreiber dieser Notiz daran zweifelte, daß die Evangelien unter den Augen der Apostel Mesopotamiens übersetzt worden seien.

---

<sup>1)</sup> Nach Assemani B. O. t. II. p. 486. Vgl. Wischelsaus, *de novi testam. versione Syriaca*, 1850. p. 61.

Wenn endlich gegen einen so frühen Ursprung der Beschito in Edessa, oder doch durch die Vermittlung der ersten Christen dieser Stadt, eingewendet würde, daß uns eine bis zu den Aposteln hinaufreichende Bischofsreihe dieses später so stark hervortretenden Sprengels fehle, so kann auf eine der Metropolen des parthischen und sasanidischen Reiches, Resiphon (mit Seleucia) hingewiesen werden, wohin Edessa's früherer Anspruch überging, und wo wir eine ansehnliche Reihe alter Oberhirten kennen.<sup>1)</sup>

Daß am Nil und an der Tiber, an der Rhone und am Tigris im christlichen Alterthum ganz das gleiche Evangelium gelesen wurde, müßte uns selbst dann einen wichtigen Anhaltspunkt bieten, wenn diese Thatsache nur bis zur Zeit Tertullian's zurückverfolgt werden könnte; denn weiter hinauf würden uns, abgesehen von den mitgetheilten Beweisen, folgende Bürgschaften geleiten.

11. Die christlichen Martyrer der ersten Jahrhunderte haben ihren Namen: „Zeugen“ nicht umsonst; ihr Zeugniß hat ein großes Gewicht in der Untersuchung über die Wahrheit des Christenthums. Es muß den Gegnern der christlichen Religion schwer fallen, über dieses Zeugniß wegzukommen. Allerdings leichter, wenn dasselbe nur in der gewöhnlichen Weise aufgefaßt wird. Man denkt sich, der Vertheidiger des Christenthums berufe sich auf die Martyrer der ersten Jahrhunderte einzig, um die Göttlichkeit des Christenthums unmittelbar zu zeigen, etwa in folgender Art. Sehet, wie Menschen jedes Alters, jeder Berufsart, Bischöfe, Diakonen, Frauen, Bräute, Kinder freudig, das Bekenntniß der Gottheit Jesu im Munde, ihr Leben dahin geben. Solche Freudigkeit und Einmüthigkeit des Bekenntnisses bei so Vielen und unter so verschiedenen Umständen läßt uns auf eine göttliche Einwirkung schließen. Einer solchen Auffassung setzt die Kritik den möglichen Fall entgegen, daß Jemand für

<sup>1)</sup> Assemani B. O. t. II. p. 387.

einen Wahn sterbe. Der Christ wird diese Einwendung leicht beseitigen, indem er den wesentlichen Unterschied zwischen vereinzelten Fällen und einer so großartigen Vielheit von Thatfachen hervorhebt, welche die Geschichte des christlichen Martyriums darbietet. Indessen wird sich immer einiges einwenden lassen, wenn man die Martyrer unmittelbar als Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums anführen will.

Ganz anders ist es, wenn wir sie als Bürgen für die unverfälschte Aechtheit der heiligen Ueberlieferung des Christenthums geltend machen. Hier gibt es keine Einwendung und keine Ausflucht. Wir sagen nicht: darum, weil Polycarpus für den Glauben an Christus den Feuertod erlitt, muß dieser Glaube Wahrheit sein, — obwohl an seinem Orte auch hievon etwas kann geltend gemacht werden, — sondern wir sagen: es ist undenkbar, daß dieser Polycarpus auf den Glauben an Christus hin den Tod erduldet, und zugleich weiß, daß die Urkunden, welche diesen Glauben verkünden, und die Ueberlieferung, welche im scharfen Gegensatz zu fremden Lehren als apostolische Lehre verkündet wird, gefälscht sei. In Antiochien wird Ignatius verurtheilt, in Ephesus stirbt Polycarpus, in Rom Vinus, Aletus, Clemens und Kystus, und alle für jenen Glauben an Christus, den das Evangelium Johannis verkündet. Können sie zu gleicher Zeit so standhafte Martyrer sein und doch Kunde jener Fälschung haben, die nach der unbesonnenen Annahme einiger Kritiker in dieser Zeit vorgegangen wäre? Es ist undenkbar, und darum ist die Annahme einer solchen Fälschung unwissenschaftlich.

12. Wollen wir aber einen Augenblick das Undenkbare für möglich halten, daß nämlich die ehrwürdigen Martyrer ein Evangelium hätten erdichten wollen, welches ihnen statt des Menschen Jesus den Gottmenschen darstellte, mit seinen Wundern, seinen Weissagungen und seinem Selbstzeugniß: wo suchen wir dann jene Talente, die solches vermocht hätten? Eine Pistis Sophia mit diesem Cento aus Psalmstellen, der eigene

Gedankenarmuth verhüllen soll, mochte ein Gnostiker zu Stande bringen. Wo finden wir aber unter den Vätern bis Justinus und Clemens von Alexandria auch nur ein solches Gnostikertalent? Die Zuhörer von Schelling erinnern sich, daß dieser Denker über die Geistesarmuth der ältern Kirchenväter klagte. Wir möchten diese Klage nicht in ihrem ganzen Umfange gutheißen; aber sicher ist, daß weder der „Schlüssel“ des Melito von Sardes, noch die Apologie des Athenagoras irgend etwas von ursprünglichen Gedanken verräth. Nicht einmal, wenn man Ignatius ausnimmt, die ascetische Innigkeit der „Nachfolge Christi“ finden wir da. Es war eine arme Zeit, und auch die Hirten der Kirche scheinen arm in jeder Hinsicht gewesen zu sein. Der Reichthum dieser christlichen Erstlingszeit lag allein in dem Schatze der göttlichen Wahrheiten, die im geschriebenen oder mündlich verpflanzten Evangelium um so treuer gehütet wurden, je weniger Kraft zu organischer Fortbildung da war. Oder wo wäre ein einziger zu finden, von dem auch nur die mindeste Wahrscheinlichkeit bestünde, daß er eines jener Evangelien machen konnte, an denen das geistige Leben von Jahrhunderten gezehrt hat? Wenn man an die Stelle der altverbürgten Nachrichten über den apostolischen Ursprung Hypothesen setzen will, so mag es geschehen; aber man erfinde solche, die wahrscheinlicher sind, als die von Renan vertretene. Niemand kann erklären, wie die Evangelien entstanden sind, wenn sie nicht unmittelbar aus der mächtigen Quelle flossen, die dem Christenthum den Ursprung gab.

Wer kann uns erst die Einführung der Evangelien in alle Kirchen des Morgenlands und Abendlands erklären, wenn sie nicht vermöge ihres apostolischen Ursprungs allen von vornherein als Grundlagen des christlichen Bekenntnisses ehrwürdig waren? Wir sehen, daß in der nachapostolischen Zeit Rom bezüglich einer Festfeier eine Gewohnheit beobachtete, welche von der kleinasiatischen abwich. Obwohl diese Sache nicht den Glauben betraf



und der Kampf mit den Häreetikern und der Druck der Verfolgung zu innigem Anschluß mahnte, ließen sich die morgenländischen Bischöfe doch lange nicht bewegen, diese Neuerung anzunehmen. Ja der heilige Polycarpus kommt um dieselbe Zeit wie Hegesippus nach Rom, er wird vom Papste Anicetus auf das freundlichste aufgenommen; Anicetus überläßt dem greisen Bischof von Smyrna sogar die Ehre, in der Kirche von Rom die heiligen Geheimnisse zu feiern,<sup>1)</sup> — ganz wie jetzt etwa bei einem Feste ein angesehener Bischof vom Bischofe der Diocese eingeladen wird, in der Kathedrale das Hochamt zu halten; — und doch ist Polycarpus nicht zu bewegen, das Osterfest so zu feiern, wie es in der römischen Kirche geschah. Welchen Streit diese verhältnißmäßig kleine Verschiedenheit hervorrief, wissen wir, und gerade Hilgenfeld ist es, der diesen Streit in neuer Zeit nochmals beleuchtet hat.<sup>2)</sup> Warum hat er das Licht nicht benutzt, welches dieser Vorgang auf die Frage von den Evangelien wirft? Setzen wir einen Augenblick den Fall, — er ist, wie wir sehen, nicht denkbar, — in irgend einer Gemeinde wäre dieses Johannesevangelium in jener Zeit von einem sinnreichen, doch nicht redlichen Schriftsteller verfaßt worden; wer hätte die Nachbargemeinden vermocht, dieses Evangelium anzunehmen? Und wenn wir einem Presbyter oder Bischof außer der Kunstfertigkeit der Abfassung, auch noch die Energie der Einführung etwa in Kleinasien zutrauen, welche Macht müssen wir ihm zuschreiben, um Palästina, Aegypten, Syrien, Griechenland und Rom sammt Karthago zur Annahme zu zwingen, ohne daß ein Laut des Widerstandes hörbar wird? Denken wir an den spätern Lärm im Oriente wegen der abendländischen Einfügung des *filioque* in das Symbolum, und ge-

<sup>1)</sup> Ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ παρεχώρησεν ὁ Ἀνίκητος τὴν εὐχαριστίαν τῷ Πολυκάρπῳ κατ' ἐντροπήν δηλονότι. Eusebius H. E. I. V. c. 27. p. 410.

<sup>2)</sup> A. Hilgenfeld, der Paschastreit der alten Kirche. Halle 1860.

stehen wir es, kein Mensch könnte erklären, wie das Evangelium Johannis, oder ein anderes in die von apostolischen Oberhirten geleiteten Kirchen des Orients und Occidents eingeführt worden wäre, es sei denn, daß es vom Apostel herrührte.

13. Erinnern wir uns, wie sich die Kirche der frühesten Zeit gegen die literarischen Täuschungen der Gnostiker verhielt. Die Kunde von ihrem Treiben und ihren Versuchen, eigene Evangelien aufzustellen, kann bei besonnener Erwägung der Umstände nur dazu beitragen, das Ansehen der kirchlichen Evangelien zu bestärken. Menan wirft der katholischen Kirche einmal vor, daß sie die intoleranteste Anstalt sei. Wenn dieser Vorwurf sich auf die unerbittliche Strenge in der Ausschließung fremdartiger Elemente bezieht, welche in die Lehre oder die heiligen Urkunden der Lehre eindringen wollten, so müssen wir ihn gelten lassen. Kaum hatte die apostolische Predigt in Syrien, Kleinasien und Aegypten ein gewisses Aufsehen erregt, und angefangen, als eine geistige Macht sich darzustellen, so wurden einzelne Ideen des Christenthums von heidnischen und jüdischen Sophisten benützt, um den alternden Naturreligionen neuen Reiz zu geben, oder das Interesse für Speculationen, deren man müde geworden war, in neuer Form zu erwecken.

Die geistigen Kunstweber, welche in ihre Systeme die Goldfäden christlicher Gedanken hineintrugen, schlichen in ruhigen Zeiten an die Kirche heran, um ihr die Produkte ihrer Kunst aufzudringen. Im Vertrauen auf eine gewisse Ueberlegenheit der Schulbildung wollten sie über die arme Schaar der Befenner des Evangeliums herrschen, oder an den offenbaren Segnungen ihrer Lebensweise Theil haben. Aber die schlichten Vorsteher der Gemeinden wußten, was sie von Christus und den Aposteln empfangen hatten, und wiesen all diese Versuche ab. Schon von Johannes wird bekanntlich erzählt, daß er in Ephesus aus dem Bade geflohen sei, in welches Cerinthus eingetreten war. Das stimmt ganz mit der in oben bezeichnetem

Sinne intoleranten Mahnung überein: „Es sind viele falsche Propheten in die Welt ausgegangen. Daran wird der Geist Gottes erkannt; jeder Geist, der bekennt, daß Jesus Christus im Fleische gekommen sei, ist aus Gott. Und jeder Geist, der Jesum aufhebt, ist nicht aus Gott; und dieser ist der Widerchrist, von dem ihr gehört habet, daß er kommt und er ist schon jetzt in der Welt.“ I. Joh. 4, 1 ff. „Es sind viele Verführer in die Welt ausgegangen, welche nicht bekennen, daß Jesus Christus im Fleische gekommen sei; ein solcher ist der Verführer und der Widerchrist. . . . Jeder, der abweicht und nicht in der Lehre Christi bleibt, hat Gott nicht. . . . Wenn Jemand zu euch kommt und diese Lehre nicht mitbringt, so nehmet ihn nicht in's Haus auf und grüßet ihn auch nicht. II. Joh. V. 7 ff.

Die gleiche Entschiedenheit tritt uns in den Briefen des heiligen Ignatius entgegen. Er nennt die fremde Lehre ein Giftpflanz (Trall. c. VI.) und mahnt wiederholt vom Umgange mit deren Verkündigern ab. Er erkennt in ihnen eine gewisse geistreiche Ueberlegenheit der Dialektik und wissenschaftlichen Bildung an; aber ihm ist das Evangelium als die Lehre vom Erlöser und seinem Werke bekannt, es ist ihm nicht ein Produkt menschlicher Speculation, sondern ein göttliches Geheimniß, vor welchem sich jede Geistigkeit beugen muß: „Niemand lasse sich täuschen; selbst wenn die himmlischen Wesen, die Glorie der Engel und die sichtbaren oder unsichtbaren Machthaber nicht glauben an das Blut Christi, so ist es auch für diese ein Gericht.“ (Smyrn. c. VI.) Und in diesem Sinne spricht der heilige Ignatius überall.

Der etwas jüngere Polycarpus hat mit derselben Festigkeit an dem Depositum des Glaubens gehalten. Keine geistreiche Umdeutung fand vor ihm Gnade. Die Antwort, die er, ein hochbetagter Greis, dem Marcion gab, als dieser sich ihm vorstellte und mit ihm anknüpfen wollte, ist bekannt. „Kennst

du mich," sagte jener. Polycarpus schnitt jede freundliche Berührung mit der Antwort ab: „Ja, ich kenne den Erstgeborenen des Teufels.“<sup>1)</sup> Das mag Menan intolerant nennen; aber er muß zugestehen, daß in jener Zeit die Kirche wie von einer festen Mauer umschlossen war. Da gab es keine offene Lücke, um Erfindungen menschlicher Betriebsamkeit als heilige Urkunden einzuschmuggeln.

Es muß uns willkommen sein, daß wir aus der Zeit des Polycarpus eine Mittheilung über die Haltung der Kirche haben, welche uns zeigt, daß nicht nur in Smyrna, sondern auch anderwärts jene unerschütterliche Einfachheit, welche über persönlich begabte Christuslängner schon so oft siegreich geworden ist, die Hirten der damaligen Kirche auszeichnete.

Der zum Christenthum bekehrte platonische Philosoph Hegesippus schreibt, wie Eusebius bezeugt,<sup>2)</sup> er habe bei seiner ersten Reise aus dem Oriente nach Rom mit sehr vielen Bischöfen vertraulichen Umgang gepflogen, und bei allen dieselbe Lehre gefunden. Namentlich rühmt er von der korinthischen Kirche, mit deren Bischof Primus er umging, daß sie bis auf seine Zeit von Häresien frei geblieben sei. Die Aussage des Hegesippus erscheint um so werthvoller, da er einerseits das Treiben der Gnostiker von Simon Magus an bis auf seine Zeitgenossen Marcion und Valentinus überblickte, anderseits durch seinen Umgang mit Papst Anicetus in Rom zur Vergleichung der dogmatischen Haltung des Morgenlandes mit jener des Abendlandes berufen war.

Mit dem Bestande dieser ruhigen Abgeschlossenheit und Harmonie des kirchlichen Glaubens ist es unvereinbar, anzunehmen, daß man sich neue, ersonnene Produkte menschlicher Betriebsamkeit statt der apostolischen Urkunden aufdringen ließ. Der

<sup>1)</sup> Euseb. H. E. I. IV. c. 21. p. 271 s.

<sup>2)</sup> Euseb. H. E. I. IV. c. 30. p. 301.

neunundfünfzigste apostolische Kanon, welcher den Bannfluch über jeden spricht, der es wagen würde, apokryphe Bücher, die von den Gottlosen verfaßt wären, in der Kirche zu verbreiten, <sup>1)</sup> gehört dieser ehrwürdigen Zeit an, oder drückt doch ihren Geist aus.

Keine Hypothese, welche einen nachapostolischen Ursprung der Evangelien annimmt, läßt sich mit der „intoleranten“ Wachsamkeit der ältesten Kirche zusammenreimen.

Wie erst soll man sich Kenan's Evangelien-system ausführbar denken? Da wäre ein Gerippe von historischen Aufzeichnungen von Johannes. Dieß wird von den Gemeinden angenommen, weil es vom Apostel kommt. Nun fügt man die Reden hinzu. Wer überredete die ganze Christenheit auch diese nachträglich anzunehmen? Wie kommt es, daß sie in allen Exemplaren der Evangelien sich finden? Dann erst Matthäus! Nur die logia wären apostolisch. Welche geistliche Diktatur befahl, daß man auch den historischen Bericht annahm? Dann mußte erst die Genealogie nachgeschickt werden. Dann hatte man einzelne Verse einzuschieben, und jedesmal geschah es so pünktlich, daß die Evangelien in Aegypten ganz genau sind, wie jene in Gallien. Das Mittelmeer müßte in jener Zeit von Schiffen gewimmelt haben, welche nichts anderes zu thun gehabt hätten, als die Zusätze zu den Evangelien an die verschiedenen Kirchen zu bringen, und immer müßte ein Engel mitgekommen sein, der jede Gemeinde bedroht hätte, welche sich sträuben wollte. Wir brauchen stärkere und zahlreichere Wunder für die Ausführung der Gedanken dieser Evangelienkritik, als die Israeliten beim Durchzuge durch das rothe Meer.

---

<sup>1)</sup> Von den 82 (oder 83) apostolischen Kanonen lautet der 59. so: *Εἰ τις τὰ ψευδεπίγραφα τῶν ἀσεβῶν βιβλία ὡς ἄγία ἐπὶ τῆς ἐκκλησίας δημοσιεύει, ἐπὶ λύμῃ τοῦ λαοῦ καὶ τοῦ κλήρου, καθαιρεῖθω.* Patr. apost. ed. Cotelerius. Antv. P. I. p. 445.

## V.

## Das Wunder und das Uebernatürliche.

Man muß nicht darüber staunen, wenn wir den erklärten Unglauben vom auffallendsten Aberglauben begleitet sehen, und wenn andererseits die Vertheidiger der Rechte der Vernunft durch die seltsamsten unbewiesenen Voraussetzungen dem Verstande mehr blinde Hingebung zumuthen, als die Verkündiger des Glaubens für die Offenbarung in Anspruch nehmen. Weil das Uebernatürliche wahr ist, etwas davon zur Vollendung des Menschen gehört, und weil die Offenbarung Gottes einem ächten Bedürfniß entspricht, darum muß die Seele des Menschen, bald bewußt, bald unbewußt, sich gedrungen fühlen, an die Stelle der ächten und wahren Befriedigung eine falsche und scheinbare zu setzen. Wer keine Verehrung Gottes haben will, wird seine Götzen haben. Wer es den Gläubigen verargt, daß sie an die Wunder Christi und seiner Heiligen glauben, wird fordern, daß man an sein Wunderbares ohne Beweis glaube. So ist es auch bei Renan.

Daß er kein Uebernatürliches und kein Wunder annimmt, versteht sich wohl von selbst. Er spricht es auch wiederholt aus und macht kein Hehl daraus, daß die Verwerfung des Wunders die Grundlage des ganzen von ihm befolgten kritischen Verfahrens gegen die Evangelien ist.

Weil es kein Wunder gibt, können die Berichte, worin Wunder vorkommen, nicht ächt sein. Was in den Evangelien von Wunderberichten vorkommt, muß eine spätere, legendenartige That sein. So ungefähr schlossen jene deutschen Kritiker, welche durch mythische Erklärung der Bibel das Wunder aus der Welt hinausdisputirt haben. Renan ist scheinbar billiger; er erkennt an, daß einige Wunderberichte wirklich von den

Aposteln aufgezeichnet seien. Dieses scheinbar billige Zugeständniß verwandelt sich jedoch sogleich in den verwegensten Angriff. Indem nämlich Renan zugibt, daß auch wunderbare Berichte von den Aposteln herrühren, kehrt er sich gegen die Apostel und klagt sie der Geistesverwirrung an. Ja noch mehr. Es wird von ihm zugegeben, daß auch Jesus Wunder zu wirken geglaubt habe; allein da müsse er momentan irrsinnig gewesen sein.

Man sieht, es findet sich nichts in der Welt, was den Biographen Christi zu der Annahme geneigt machen könnte, es gebe Wunder.

Die Verwerfung des Wunders ist nach ihm das oberste Gesetz der Kritik. Ein Schriftstück, das ein Wunder erzählt, kann nie und nimmer ächt, oder doch nicht zuverlässig sein.<sup>1)</sup>

Da die Frage vom Wunder das Fundament des ganzen kritischen Verfahrens bildet, dieses Verfahren also unrichtig sein muß, falls es doch Wunder gibt, so wäre es, denken wir, Renan sich selbst schuldig gewesen, die Gründe anzugeben, welche uns unter allen Umständen bewegen sollen, zum Voraus jedes Wort, das von Wundern spricht, zu verwerfen. Sollte es nicht der Mühe werth gewesen sein, zu untersuchen, ob etwas an den Gründen sei, welche die gläubigen Denker für die Möglichkeit und Wirklichkeit des Wunders anführen?

Er findet sich, indem er das Wunder verwirft, im Widerspruche mit Millionen Gläubigen. Wollte er die Zahl seiner Gegner nicht achten, so müßte er wissen, daß nicht lauter Barbaren unter Jenen sind, deren Ueberzeugung dahin geht, daß das Wunder in der Harmonie der Weltordnung eine gute Stelle einnehme.

Hierin ist er von einem Genossen seines Strebens, Ausonio Franchi, weit übertroffen worden. Obwohl dieser erklärte Atheist

<sup>1)</sup> Études, préface p. VII. Vie de Jésus, introd. p. LII.

für das Volk schrieb, hat er seinen Lesern doch eine Art von Beweisführung dafür vorgelegt, daß man Wunder ebenso wenig anzunehmen habe, als eine göttliche Offenbarung.

Renan hat es vorgezogen, sich mit einem Drakelspruch über diese Frage wegzusetzen. Er äußert sich so: „Die Kritik, deren erster Grundsatz darin besteht, daß das Wunder keine Stelle im Gewebe der menschlichen Dinge habe, so wenig als in der Kette der Wirkungen der Natur, die Kritik, welche damit beginnt, daß sie offen ausspricht, in der Geschichte müsse alles seine Erklärung durch den Menschen finden, selbst dann, wenn uns in Folge ungenügender Mittheilungen die wirkliche Erklärung entgeht, wird sich offenbar nicht mit den theologischen Schulen vereinigen können.“<sup>1)</sup>

Gerne möchte man inne werden, wie sich Renan das Gewebe der menschlichen Dinge vorstellte, und was er andererseits vom Wunder für einen Begriff habe, um ihm jeden Zutritt zu verwehren. Hier würde ein wissenschaftlicher Schriftsteller eine würdige Aufgabe finden. Doch wunderbarer Weise will Renan gerade da, wo ein wissenschaftliches Gewissen eine Aussprache fordert, durch Stillschweigen den Standpunkt wahren: „nicht als ob diese Frage für mich nicht schon gelöst wäre, und zwar mit der vollsten Gewißheit, sondern weil eine Untersuchung über eine solche Frage nicht wissenschaftlich ist, oder, um es besser zu sagen, weil die unabhängige Wissenschaft sie zum Voraus als entschieden annimmt.“<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Études, préf. p. VII.

<sup>2)</sup> Études, préf. p. XI. La question fondamentale, sur laquelle doit rouler la discussion religieuse, c'est-à-dire la question du fait de la révélation et du surnaturel, je ne la touche jamais; non que cette question ne soit résolue pour moi avec une entière certitude, mais parce que la discussion d'une telle question n'est pas scientifique, ou, pour mieux dire, parce que la science indépendante la suppose antérieurement résolue.



Wir haben das Orakel vernommen: Es ist das oberste Princip, daß das Wunder keine Stelle im Gewebe der menschlichen Dinge habe und überhaupt nicht vorkomme. Wem aber ein: Warum? auf den Rippen schwebt, hüte sich, das Heiligthum der Wissenschaft durch profane Fragen zu entweihen; wir stehen an jenem geheimnißvollen Punkte, an welchem Jeder, der wissenschaftlich sein will, sich damit begnügen muß: es ist ein Princip; die unabhängige Wissenschaft weiß es, warum jede Offenbarung, das Uebernatürliche und das Wunder verworfen werden müssen. Vorwitziger Sterblicher, forsche nicht weiter und beuge dich in den Staub vor dem Orakel der unabhängigen Wissenschaft und schweige.

Wollen wir aufrichtig sein. Es fehlt Renan an wirklichen Beweisen gegen die Offenbarung und das Wunder, oder er fürchtet bei einer offenen und geraden Beleuchtung der Gründe der christlichen Wissenschaft die Kraft seiner angreifenden Stellung zu verlieren; darum greift er zu Machtsprüchen.

Sollte er sich nie klar gemacht haben, wie der Christ sich über seinen Glauben an die Wunder des Evangeliums und an das Wunder überhaupt rechtfertigt? Von seinen Lesern wenigstens mögen Viele sein, die hierüber kaum etwas anderes gelesen oder gehört haben, als jene Entstellungen, welche oberflächlichen und frivolen Geistern um so leichter gelingen, je mehr die menschliche Natur dahin neigt, an der Carrikatur des Heiligen sich zu vergnügen.

Denjenigen, welche den Glauben an den lebendigen, persönlichen Gott festgehalten haben, wird es klar sein, daß ihm die Freiheit zukommen müsse, auf die von ihm geschaffene, ohne ihn nicht fortbestehende Welt einzuwirken. Wer Gott diese Macht nicht zuschreibt, denkt sich einen Götzen an der Stelle des lebendigen Gottes.

Die Einwirkungen Gottes sind gewiß nie ein launenhaftes Spiel, sondern der Weisheit und Größe des höchsten Wesens

angemessen. Niemand kann sagen, die Majestät Gottes bringe es mit sich, daß er ewig über der Welt eine Sabbathruhe halte, die ihm jede Art von Eingreifen in den Gang der Natur und Menschenwelt verwehre. Eine solche Sabbathfeier Gottes haben jene Deisten erdacht, welche sich schämten, Gott ganz zu läugnen, aber andererseits ihn ferne von sich haben wollten. Es liegt in dieser deistischen Annahme eine ähnliche Heuchelei, wie in der praktischen Sabbathübertreibung der alten Pharisäer. Gott ist so groß, sagen sie, daß er sich zur kleinen Welt nicht herablassen kann; die Naturgesetze sind so heilig, daß sie keine Hemmung von dem erfahren, der sie gegründet hat.

Wie, er sollte dem Menschen die Gewalt gegeben haben, tausendfach in die Natur einzugreifen, und selbst wie in Impotenz gebannt ein müßiger Zuschauer sein? Er sollte es wissen, daß der Mensch Strebungen der Natur aufhalten und verändern könne, und selbst wie durch ein Strafgebot aus den Werkstätten der Welt verbannt sein? Wenn der Mensch den Wasserstrahl in die Lüfte treibt, schwere Metallmassen zwingt, an ferne Ziele zu fliegen, dem Wildling das Edelreis vermählt, greift er nicht in den Gang der Natur ein?

Es ist wahr, er benützt dabei immer wieder die Natur selbst. Aber ist es bei den Wundern, wenn man sie nach ihrem thatsächlichen Gehalte betrachtet, nicht eben so? Wir sagen nicht, daß jedes Wunder über die Natur hinausgehe, sondern daß es ein Vorgang in der Natur sei, der von einer intelligenten Ursache herkomme, ohne vom Menschen herrühren zu können. Wenn in Folge eines Wortes Jesu der Sturm stille steht, so geschieht thatsächlich nichts, was in anderer Form nicht sehr oft auf dem Meere sich begibt. Die erregten Wogen kommen nach einiger Zeit immer wieder zur Ruhe. Würde unsere Physik ein Mittel ausfindig machen, die Wogen plötzlich einhalten zu können, so würden alle Seefahrer es sich aneignen. Niemand würde dabei über Verletzung der heiligen Naturgesetze klagen;

alle Welt würde darin einen neuen Triumph des menschlichen Geistes sehen. Nun wissen wir gewiß, daß der Mensch solches nicht vermag, am wenigsten durch ein bloßes Wort. Darum ist es ein Wunder, wenn die Thatsache verbürgt ist, und Gott hat nicht störend in die Natur eingegriffen.

Wie aber, wenn von den Wundern, die auf Gottes Wirkung zurückgeführt werden, manche etwas ganz neues setzten, wäre auch da keine Verletzung der heiligen Naturgesetze, über deren Unverletzlichkeit die Theorie der Deisten = Schule argwöhnisch wacht?

Diese Schule weiß es aber, daß der Mensch nicht nur fördernd und pflegend, sondern auch zerstörend, trübend und verwirrend in die Natur eingreifen kann und eingreift. Dies besteht als eine wohl millionenmal an jedem Tage, und zwar seit Jahrhunderten, sich wiederholende Thatsache. War es mit dem Weltplan vereinbar, dem Menschen solche Freiheit zu gestatten, so muß es um so mehr dem höchsten Wesen freistehen, heilend, neuschaffend einzugreifen.

Es kann einem ehrlichen Deisten, wenn er nachdenkt, nicht lange Ernst damit sein, durch die Berufung auf die Heiligkeit der Naturgesetze oder die Größe Gottes das Wunder abweisen zu wollen.

Die Größe Gottes besteht zum Theile darin, daß er sich im ewigen Besitze seiner Lebensfülle selbst genügt und doch in freier Liebe sich zum Geschöpfe herabläßt, um ihm an dieser Lebensseligkeit einen Antheil zu geben.

Darum erwartet der Christ von diesem höchsten Wesen ein großes Wunder in der Zukunft, welches darin besteht, daß dem redlichen Streben des Menschen eine Erneuerung folge, durch welche die Seele, und später auch der Leib eine bleibende Befriedigung und Vollendung finden soll. Ist eine solche Erwartung im Widerspruche mit dem, was allem Denken als Maaßstab dienen muß, nämlich unserem Erkennen, Fühlen und Streben?

So hoch der Christ einzelne Wunder, welche er nach treuen Berichten für Thatsachen hält, stellen mag, das in der Zukunft erwartete Wunder der glorreichen Vollendung der Gerechten ist größer.

Größer aber, als alle Wunder insgesammt, ist Gott selbst. Wer die Wunder Moses vor Pharao gesehen hätte und mit ihm durch das rothe Meer gezogen wäre, wer bei den Wunderthaten der Propheten und dann Jesu selbst zugegen gewesen wäre, hätte viel gesehen; aber doch unendlich weniger, als der, welcher Gott schauen kann. Wer Gott, selbst nur in einem hochgesteigerten Vertrauen und fortgesetzten Andenken besitzt, hat mehr, als die Wunder in sich schließen. Die Wunder gehen vorüber, aber Gott bleibt. Die Wunder sind Strahlen der lebendigen Kraft, Gott ist die nie versiegende Quelle dieser Kraft und dieses Lichtes.

Darum sind Christen, welche in der Erkenntniß Gottes gefördert sind, nicht wunderlüchtig.

Sie sind aber noch weniger wunderscheu. Sie wissen es, daß jedes Bittgebet ein Wunder verlangt. Keine im Gebete gesprochene Bitte hat einen Sinn, ohne daß gedacht wird, es entspreche der Bitte ein heilendes, helfendes, segnendes Einwirken Gottes. Das, was als Erhörung dem Bittgebete gegenübersteht, ist etwas Anderes, als der gewöhnliche Gang der Natur und der menschlichen Thätigkeiten; es ist ein wirkliches Wunder. Es muß aber keineswegs immer ein offenbares und nachweisbares Wunder sein. Gott ist viel öfter ein stiller, verborgener Wohlthäter, als er ein bekannter und genannter ist. Es ist denkbar, daß ein Menschenleben von Kindheit an von solchen stillen Wirkungen Gottes umgeben, getragen und durchdrungen sei, ohne daß eine einzelne Thatsache als ein formell erwiesenes Wunder hervorträte. Die Dankbarkeit wird die stillen Tritte des nahenden Wohlthäters erkennen, auch wenn er die Mitternacht zu seinem Wirken wählt. Die Psalmen

zeigen es überall, wie die dankbare Seele schon im Alterthum das verborgene Nahen der himmlischen Liebe zu belauschen verstand, ganz wie das heranwachsende Kind in den Abendstunden vor Weihnachten das Walten der Mutterliebe belauscht, welche ihre festlichen Wohlthaten verhüllt. Wir sind überzeugt, daß ohne die fortgesetzten Wunder dieser Art weder unser leibliches noch geistiges Leben sein Ziel erreichen würde.

Wir brauchen indeß über diese Art von Wundern, welche dem gläubigen Gemüthe immer ganz nahe sind, mit den Gegnern des Wunders nicht zu streiten, und über diesen Streit die zartesten Blüthen des Religionslebens durch plumpe Tritte zertreten zu lassen. Wir nehmen nicht an, daß diese Gattung von Wundern als thatsächlich bewiesen werden könne, und fordern vom Gegner nur das, was wir fordern können und müssen, daß er diese Gattung von Wundern für denkbar und darum für wissenschaftlich möglich halte.

Ganz anders ist es mit jenen Wundern, welche formell als solche erkannt werden können, weil sie thatsächlich erwiesen sind. Dahin gehören die Wunder Christi im Evangelium und eben dahin die in seinem Namen und in der von ihm gegebenen Kraft gewirkten, ächt bezeugten Wunder der Apostel und der Heiligen.

Da Renan in keiner Weise in das Innere der Frage vom Wunder eingegangen ist und demnach auch nicht gefragt hat, warum denn in einzelnen Fällen der verborgene Wohlthäter aus seinem Dunkel hervortrete, und einzelne Wunder als „Zeichen,“ wie die heilige Schrift es nennt, wirke, so mag eine kurze Erinnerung hierüber genügen.

Es kann sich hiebei einzig nur darum handeln, ob wir einen Gottes würdigen Zweck uns bei diesem Hervortreten zu offenbaren Wunderzeichen zu denken vermögen. Ein solcher bietet sich zur Genüge dar, wenn wir uns erinnern, wie es für die Menschen unter manchen Umständen ein Bedürfniß sei, durch

Wunderzeichen zum Glauben erhoben und aus dem Zustande des Zweifels herausgerissen zu werden. Einzelne Menschen und ganze Zeitalter können solcher Zeichen bedürfen, wenn sie entweder durch Rohheit oder durch Uebersättigung mit Bildungselementen die geistige Kraft nicht besitzen, welche man braucht, um zu glauben. Abgesehen davon wird bei der Begründung einer dauernden Ordnung der Religionswirkungen das Hervortreten von solchen Zeichen immer als zweckmäßig anzuerkennen sein.

Rassen sich aber wirklich einzelne Thatsachen als sichere Wunder festhalten? Das ist fast die einzige Frage hinsichtlich des Wunders, mit der sich Renan zwar nur mit ein Paar Worten, aber um so einschneidender beschäftigt. „Es hat bisher noch kein beglaubigtes Wunder Statt gefunden.“<sup>1)</sup> Auch wenn ein Leichnam vor einer Commission von Physiologen, Physikern, Chemikern und geübten Kritikern zum Leben gebracht würde, könnte man nach Renan noch zweifeln. Er ist in dieser Hinsicht ein wenig strenger, als Ausonio Franchi, der folgende Bedingung setzt:<sup>2)</sup> „Man führe uns Ein Wunder, nur ein einziges an, welches dort vollbracht wurde, wo es in gehöriger Ordnung beobachtet und bestätigt werden konnte, und wir wollen glauben. Man führe uns einen Verstorbenen an, der im Sektionssaale einer Anatomie vor den Augen der Aerzte auferweckt wurde.“

Hierauf zu antworten, ist nicht schwer: sowohl die Commission von Ausonio Franchi, als jene von Renan hat sich schon oft versammelt, um anzuerkennen, daß die Wissenschaft kein Mittel habe, einen Todten zu erwecken. Dazu aber zusammenzutreten, um die Thatsache des Todes zu bestätigen, wird eine

<sup>1)</sup> Vie de J. Introd. LI.

<sup>2)</sup> Il Razionalismo del Popolo. Seconda edizione. Losanna 1861. p. 122.

jede solche Commission für überflüssig halten. Jeder Mensch mit gesunden Sinnen genügt hiezu."

Es gibt Dinge, welche dem gesunden Urtheil der unmittelbaren Wahrnehmung ebenso gewiß sind, wie sie es durch eine umständliche physikalische Untersuchung nur immer sein könnten. Ob jemand blind sei, können die Menschen seiner Umgebung mit ebenso viel Gewißheit sagen, als der Augenarzt. Ebenso ob er später sehend wurde. Ist nun der Uebergang von der Blindheit zum Besitze der gesunden Sehkraft in Folge eines Segenswortes plötzlich eingetreten, so nimmt der gesunde Menschenverstand ein Wunder an. Wenn es nicht möglich wäre, unter jenen Bürgschaften für die Wahrheit von Aussagen, wie wir sie bei wichtigen geschichtlichen Berichten verlangen, Gewißheit über solche Thatsachen zu erhalten, wodurch ein Wunder constatirt wird, dann müßte man an aller geschichtlichen Gewißheit verzweifeln. Wir wären dann, um mit Görres zu sprechen, des ganzen Quarkes der Weltgeschichte los.

Daß es viel Sagenhaftes in der Welt gibt, ist gewiß; aber nur der Träge, welcher die Mühe scheut, die Zeugnisse zu prüfen, wird darum an der Wahrheit der Geschichte zweifeln.

Die Zeugenschaft, auf welcher die Nachrichten über die Wunder Jesu beruht, ist klar und zuverlässig. Wenn Renan mit Ruhe und Billigkeit hätte vorgehen wollen, so würde er gerade in jener Maaßregel Christi, die er auf eine dem vorherrschend salonglatten Tone seines Buches nicht entsprechende Art zu schmähen wagt, eine Bürgschaft für die thatsächliche Gewißheit der Wunder Jesu gesehen haben. Er findet es nämlich bizarr und unerklärlich, <sup>1)</sup> daß Jesus in einzelnen Fällen den wunderbar Geheilten verbot, das Geschehene auszubreiten, und daß er den ausgetriebenen Dämonen hinsichtlich seiner von ihnen erkannten höheren Würde Schweigen gebot. Das ist

<sup>1)</sup> Vie d. J. p. 264. Une bizarrerie, une apparence inexplicable.

keine Bizarrerie, sondern eine Folge des Ernstes, womit Jesus das Sagenhafte von seinem Evangelium ferne halten wollte. Er wollte nicht, daß die Kunde von seinem Wirken und seiner Lehre durch das Echo der Sage zu den spätern Generationen dringe, noch weniger, daß die unreine Stimme gnostischer Huldigungen sein Lob verkünde. Die schlichten Augenzeugen, die ihn von Anfang an begleitet haben, sollten seine Zeugen sein.

Wer Gewißheit darüber haben will, daß es Wunder gegeben habe, der versichere sich der Richtigkeit der Evangelien auf dem von uns vorgezeichneten Wege, oder auf einem bessern, und er sieht das Wunder klar und deutlich vor sich stehen.

Sollte indeß Jemand sagen: da gegenwärtig um der Wunder willen die Evangelien ein Gegenstand des Streites geworden seien, so sei es nicht angemessen, gerade aus diesen Quellen für die Thatsache des Wunders den Beweis zu nehmen, so werden wir die Gegner des Wunders auf einen andern Weg führen. Wir werden sie an die zahllosen Wunder im Leben der Heiligen der katholischen Kirche erinnern. Wollte man diese Thatsachen der innern Religionsgeschichte ignoriren, so möchten die Längner des Wunders und der Gottheit Christi noch lange ihren Streit fortsetzen. Darum war es kein glücklicher Gedanke eines sonst sehr verdienten Vertheidigers der Richtigkeit der Evangelien, die Wunderberichte der katholischen Kirche unter den Schwierigkeiten aufzuzählen, welche der Annahme der Richtigkeit der Evangelien entgegenstünden.<sup>1)</sup>

In dieser Parallele liegt keine Gefahr für die Evangelien, sondern eine willkommene Bestätigung, weil die Wunder der Heiligen die fortdauernde Kraft der Erlösung verkünden. Sie sind uns zum Theil ganz nahe gerückt, und wenn auch über viele

---

<sup>1)</sup> Dr. A. Tholuck, die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte. Hamburg 1837. S. 420.



neben historischen Nachrichten die Sage Bericht gibt, so ist die Zahl der geprüften Akten groß genug, um die Thatsache des Wunderbaren in allen Zeiten und Orten zu finden. Wir halten das nicht für das Wichtigste an den kritisch gesichteten Akten der Heiligen, wie sie uns namentlich in der großen Sammlung der Bollandisten vorliegen; allein wenn man thatsächlich gesicherte Wunder sucht, so findet man sie dort in reicher Fülle. Will man zu den Akten der Canonisationsprozesse übergehen, so wird man sogar buchstäblich die Commission beisammen finden, welche Renan im Vereine mit Ausonio Franchi fordert, um die Thatsache von Wundern zu constatiren.

Freilich muß man die Bollandisten mit vorurtheilsfreier Wahrheitsliebe und gründlicher lesen, als Renan gethan zu haben scheint: er könnte sonst weder den wesentlichen Charakter der Heiligkeit, noch deren äußere Beweise in den Wunderthaten so arg verkannt haben, wie dieß wirklich geschah.<sup>1)</sup>

Doch das vornehme Vorurtheil wird sich nie vor Thatsachen beugen, es wird sie maßregeln. Die Heiligen mögen sich nicht allzusehr beklagen: Renan ist mit den Evangelisten und mit Jesus selbst nicht besser verfahren.

Er entschuldigt zwar Jesus, daß er sich auf das Wunderwirken eingelassen habe, durch die Erwartungen, welche seine Zeitgenossen vom Messias hatten; er weicht dem Vorwurfe aus, daß Jesus absichtlich getäuscht habe; aber um so schwerer bleibt am Ende doch der größte Vorwurf auf demselben lasten.

Im Orient, meint er, könne man unter gewissen Umständen dem Mißgeschick nicht enttrinnen, für einen Zauberer, für einen Arzt oder Schatzgräber gehalten zu werden.<sup>2)</sup>

Nach einigem Schwanken darüber, ob Christus selbst die

<sup>1)</sup> S. den Aufsatz: „La vie des Saints“ über die Fortsetzung der Bollandisten in *Études*, p. 301 ff.

<sup>2)</sup> *Vie d. J.* p. 264.

Vorstellung des thörichten Volkes zu der seinigen gemacht habe, spricht er sich endlich offen so aus: „Wir müssen demnach ohne Bedenken zugeben, daß Handlungen, welche gegenwärtig als Zeichen von Sinnestäuschungen oder Narrheit betrachtet würden, im Leben Jesu eine beträchtliche Stelle eingenommen haben.“<sup>1)</sup>

Das ist die psychologische Würdigung, welche Jesus Christus von seinem neuesten Biographen erfährt.

Hat je ein Muslim solches von Jesus zu sagen gewagt?

Sollte das die Blüthe wissenschaftlicher Forschungen sein, daß wir in Folge der kritischen Zerlegung der Evangelien genöthigt würden, die bittersten Schmähungen leidenschaftlicher Juden zu überbieten?

Nein, nicht die Wissenschaft hat Renan dahin geführt. Er hat bei seinen deutschen Lehrern und Meistern einen Standpunkt vorgefunden, auf welchem die fade, rationalistische Erklärung ebensogut überwunden war, wie die Nothwendigkeit, über den Charakter Jesu ein erniedrigendes Urtheil zu fällen. So falsch der mythische Standpunkt von Strauß ist, so gestattet er doch einen Aufschwung über jene Fadedheit und diese Rohheit. Renan ist nach beiden Seiten hin rückläufig. Wir haben bei ihm einerseits die fade Erklärung des Wunders der Brodvermehrung durch eine besondere Frugalität, der Teufelsanstreibung durch die angenehme Wirkung einer bewunderten Schönheit, wie andererseits das Vorgeben, Jesus habe bei der Erweckung des Lazarus absichtlich einen Betrug spielen helfen.

Das nennt man in Deutschland Rückschritt. Doch wir wollen weiter sehen, ob wir nicht eine Spur von ächt theologischer oder denkkräftiger Auffassung finden.

---

<sup>1)</sup> Vie d. J. p. 266. Nous admettrons donc sans hésiter que des actes qui seraient maintenant considérés comme des traits d'illusion ou de folie ont tenu une grande place dans la vie de Jésus.

## VI.

## Die Renan'sche Religion der Zukunft.

Wir müssen Hrn. Renan ein Verdienst einräumen, das ihm seinen deutschen Meistern gegenüber gebührt.

Er ist in fast allen bedeutenden Annahmen und Angaben, welche seinem Werke als eine Art von wissenschaftlicher Stützung dienen, wie wir wiederholt sahen, der Schüler deutscher Bibelkritiker und insbesondere jener von Strauß. In dieser Schule hat er gelernt, das Evangelium zu zersetzen, und aus den apostolischen Urkunden über die Thatsache der Menschwerdung des Sohnes Gottes eine Nachricht über den merkwürdigen galiläischen Reformator zu machen.

Aber er hat das Verdienst, — wenn das je ein Verdienst ist, — die gelehrten Sätze der Tübinger Schule populär, und zwar zunächst nach der Weise eines Vorlesers im Salon, manchmal auch eines französischen Volksredners ausgesprochen zu haben.

Es wird anerkannt werden müssen, daß er seine Lehrer in der Form der Darstellung und der Gewandtheit, Effekte hervorzurufen, mitunter weit übertroffen habe.

Allein in Einer Sache ist er weit hinter ihnen und namentlich wieder hinter Strauß zurück geblieben. Dieser deutsche Kritiker vermochte es nicht über sich, sein zersetzendes Werk abzuschließen, ohne sich die Frage zu beantworten: Und was nun? Wir wollen der Christenheit den von den Aposteln verkündeten Glauben an Christus als den Sohn Gottes nehmen, was werden wir ihr dafür als Ersatz bieten?

Der Ernst, womit die kritische Zersetzung der Evangelien vorgenommen wurde, mußte natürlich einen Bruch mit dem historischen Christenthum der Vergangenheit fühlbar machen. Weil wir das für richtig halten, was wir durch unsere Kritik gefunden

haben, — mußten sich die Vertreter dieser Kritik offen eingestehen, — so können wir dem alten Christenthum höchstens eine Vergangenheit, aber keine Zukunft einräumen. Der Glaube der Kirchenväter ist ein überwundener Standpunkt.

Aber wo stehen denn wir? Diese Frage drängte sich dem reiferen Nachdenken auf. Strauß wies ihre Beantwortung nicht ab. Hören wir, wie seine Antwort im Wesentlichen lautet.

Er findet, daß der Rationalismus, wie ihn Bretschneider einerseits und Köhr andererseits vertrat, einen verkehrten Weg einschlägt; weil dieses System nicht wisse: „was jede Glaubenslehre leisten soll, dem Glauben, der ihr Gegenstand ist, erstlich den adäquaten Ausdruck zu geben, und ihn zweitens mit der Wissenschaft in ein — sei es positives oder negatives — Verhältniß zu setzen. . . . Ein Christus, nur als ausgezeichnete Mensch, macht zwar dem Begreifen keine Schwierigkeit, aber ist nicht derjenige, an welchen die Kirche glaubte.“<sup>1)</sup>

Auch mit der Schleiermacher'schen Ausgleichung durch die innere Erfahrung des Gefühles ist Strauß nicht zufrieden.

„Der Widerstreit mit der Wissenschaft knüpft sich zunächst an die Formel, in Christus sei das Urbildliche zugleich geschichtlich gewesen.“<sup>2)</sup>

Es gebe einen bessern Ausweg, auf den schon Spinoza und Kant geführt habe. „Auch nach Kant darf es nicht zur Bedingung der Seligkeit gemacht werden, daß man glaube, es habe einmal einen Menschen gegeben, der durch seine Heiligkeit und sein Verdienst sowohl für sich, als auch für alle andern genug gethan habe; denn davon sage uns die Vernunft nichts; wohl aber sei es allgemeine Menschenpflicht, zu dem Ideal der moralischen Vollkommenheit, welches in der Vernunft liege, sich zu erheben.“<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Leben Jesu II. S. 710.

<sup>2)</sup> Ebd. S. 715.

<sup>3)</sup> Ebd. S. 721.

Strauß geht einen Schritt weiter, indem er nicht bloß eine in der Vernunft liegende Idee des Guten als Norm des moralischen Ringens annimmt, sondern das Göttliche mit dem reinen Selbstbewußtsein identificirt.

„Sind Gott und Mensch an sich eins, und ist die Religion die menschliche Seite, das werdende Bewußtsein dieser Einheit, so muß diese in der Religion auch für den Menschen werden, in ihm zum Bewußtsein und zur Wirklichkeit kommen.“<sup>1)</sup>

Das ist gut hegelisch gesagt; die Schule versteht das. Aber versteht das auch die Gemeinde?

Nein die Gemeinde versteht das nicht.

Wie soll sich nun der wahrhaft aufgeklärte Prediger in Beziehung zur Gemeinde setzen? Die Gemeinde zu dem speculativen Standpunkte hinaufzuheben, und die Thatfachen des Evangeliums in Ideen aufzulösen, gehe nicht.

„Der zweite, entgegengesetzte Ausweg wäre, sich durchaus auf den Standpunkt der Gemeinde zu versetzen, und für die kirchliche Mittheilung sich aus der Sphäre des Begriffs ganz in die Religion der volkstümlichen Vorstellung herabzulassen.“<sup>2)</sup>

Man kann sich darunter nichts anderes, als Folgendes denken. Ein Prediger hat sich auf den philosophischen Standpunkt von Strauß oder Spinoza begeben. Er glaubt also nicht an die Gottheit Christi, an den Erlösungstod, an die Gnade der Taufe. Gleichwohl drückt er sich auf der Kanzel so aus, als glaube er. Wie soll man ein solches Verfahren nennen?

Strauß will zwar zeigen, ein solches Verfahren sei keine Heuchelei und keine Lüge, wenn ein Prediger von ge-

<sup>1)</sup> S. 730.

<sup>2)</sup> S. 740.

reistem Sinne bei seinen Vorträgen bloß ein Interesse für das Ideal zeige, welches in der von ihm nicht geglaubten Geschichte liege.<sup>1)</sup> Allein, je mehr die Dialektik arbeitet, offenbare Widersprüche zu verhüllen, desto stärker treten sie zu Tage. An und für sich liegt etwas Schönes in diesen Widersprüchen. Das bessere Gemüth sträubt sich gegen die Leerheit des pur läugnenden Rationalismus; es möchte wenigstens dem Volke den Genuß der lieblichen Täuschungen gönnen, welche im alten Glauben liegen. Auch mag von einer tiefen Ehrfurcht vor der christlichen Religion, die man in der Jugend hegte, etwas zurückgeblieben sein; darum will man beim wirklichen Bruche mit dem Christenglauben etwas von einem schönen Scheine retten.

Allein Wahrheit ist das nicht. Sind die Gründe zuverlässig, auf welche hin die Wunder des Evangeliums, die Gottheit Christi, seine Verheißungen und sein Werk der Erlösung aufgegeben wurden, dann gibt es nur Einen Ausweg. Feuerbach hat ihn betreten. „Ich selbst,“ sagt er, „ob ich gleich Atheist bin, bekenne mich offen zur Religion in dem angegebenen Sinne, zur Naturreligion. Ich hasse den Idealismus, welcher den Menschen aus der Natur herausreißt; ich schäme mich nicht meiner Abhängigkeit von der Natur; ich gestehe offen, daß die Wirkungen der Natur nicht nur meine Oberfläche, meine Rinde, meinen Leib, sondern auch meinen Kern, mein Inneres afficiren, daß die Luft, die ich bei heiterem Wetter einathme, nicht nur auf meine Lunge, sondern auch auf meinen Kopf wohlthätig einwirkt, das Licht der Sonne nicht nur meine Augen, sondern auch meinen Geist und mein Herz erleuchtet. Und ich finde diese Abhängigkeit nicht, wie der Christ, im Widerspruche mit meinem Wesen, hoffe deswegen auch keine Erlösung von diesem Widerspruch. Eben so weiß ich, daß ich ein endliches, sterbliches Wesen bin, daß ich einst nicht mehr sein werde. Aber

<sup>1)</sup> S. 740.

ich finde dieß sehr natürlich, und eben deswegen bin ich vollkommen versöhnt mit diesem Gedanken.“<sup>1)</sup>

Renan, welcher dem Systeme Feuerbach's in vieler Beziehung großes Lob spendet hat,<sup>2)</sup> hat mit Unrecht an ihm getadelt, daß er in seinen radicalen Behauptungen das Moment der Aesthetik meist unbeachtet gelassen habe. Beinahe alle Irrthümer, die sich bei ihm fänden, beruhten auf diesem Fehler.<sup>3)</sup>

Renan stellt vergeblich die Aesthetik als den eigentlichen positiven Gehalt der Religion hin. Sein Urtheil über das Ideale ist ganz feuerbachisch; nur die Ausdrucksweise Renan's ist artiger. Feuerbach sagt deutsch: „Ich hasse den Idealismus, welcher den Menschen aus der Natur herausreißt.“ Renan sagt: „Das Ideal ist, wenn man die Sache gründlich nimmt, immer ein Trugbild.“<sup>4)</sup> Vermöge dieser, sicher nichts weniger als philosophischen Anschauung bezeichnet er in Einem Athemzuge Christus als jenen Menschen, der am festesten an das Ideal geglaubt habe und zugleich als Utopisten. Auch die Erwartung einer persönlichen Unsterblichkeit gehört zu diesen Träumereien; das spricht Renan ganz im Sinne Feuerbach's, doch mit einem orakelhaften Zusatze aus, welcher an jenen atheistischen Pantheismus erinnert, der den Muslimen wie ein Opiumrausch gefällt. „Jene, welche sich nicht dazu verstehen, den Menschen als einen Inbegriff von zwei Substanzen aufzufassen, und welche das theistische Dogma von der Unsterblichkeit der Seele im Widerspruche mit der Physiologie finden, beruhigen sich gerne bei der Hoffnung einer endlichen Wiederherstellung, welche unter einer unbekanntem Form den Bedürfnissen des menschlichen Herzens Genüge leisten wird.“

<sup>1)</sup> Ludw. Feuerbach's sämmtl. Werke VIII. Bd. 1851. S. 44 f.

<sup>2)</sup> Études p. 405 ss. M. Feuerbach et la nouvelle école Hégléenne.

<sup>3)</sup> p. 409.

<sup>4)</sup> Vie d. J. p. 125. „Au fond, l'ideal est toujours une utopie.“

Wer weiß, ob nicht das letzte Ziel des Fortschrittes in Millionen von Jahrhunderten das absolute Weltbewußtsein zu Tage bringen werde, und in diesem Bewußtsein das Wiedererwachen von allem, was gelebt hat?"<sup>1)</sup> Kann das menschliche Herz traurig darüber werden, daß all die Dinge nur schöne Träume sind, welche der christliche Glaube lehrt — laß die Vorstellung fahren, daß es eine persönliche Unsterblichkeit gibt, hoffe nicht auf jenen Himmel, in welchem der arme gläubige Christ mit den Engeln selig zu sein erwartet. Es gibt keine Engel, wie es keinen Teufel gibt; es gibt keine Erlösung im christlichen Sinne des Wortes; nur der Aberglaube kann vom Kreuze Heil hoffen oder gar in den Sakramenten eine Wirkung annehmen; es gibt keine Gnade, wie es keine Menschwerdung Gottes gibt; Gebetserhörungen fallen mit den Wundern weg, und mit der Gottheit Christi auch die Dreieinigkeit. Der himmlische Vater, zu dem der Christ hoffend und huldigend aufblickt, mache dem großen Weltbewußtsein Platz. Woher dieses Weltbewußtsein komme, wenn die Wissenschaft fordert, daß im Menschen nur Eine Substanz anerkannt werde, ist zwar unbegreiflich. Allein Unbegreiflichkeit hindere dich nur, die christlichen Dogmen anzunehmen. Was die Dogmen der Religion der Zukunft betrifft, so nimm sie mit schweigender Ehrfurcht an.

Es ist offenbar, daß Renan nur dort einer gewissen Klarheit sich erfreut, wo er den christlichen Glauben verwirft. Unsicher und unklar ist das, was nach ihm der Menschheit zum Erbsatz übrig bleiben soll. Es dämmert etwas von jenen Gedanken in ihm, womit die pantheistische Schule der mohammedanischen Sufis den Islam zum Theil poetisch verklärt, zum Theil seines monotheistischen Inhaltes beraubt hat.

Bei der Verzweilung an der geoffenbarten Wahrheit

<sup>1)</sup> Vie d. J. p. 288.



schmeckt dieser geistige Opiumrausch so süß. Indem man keine Religion für wahr hält, glaubt man von allen das Beste zu besitzen. Man glaubt, auf einem höhern Standpunkte stehend, ein gewisses Wohlwollen zu üben und großmüthig zu sein, indem man in jeder Religion ein Ringen nach der Erreichung der absoluten Wahrheit anerkennt, wie Renan bei mehreren Gelegenheiten gethan hat.

Man mag dann dieß und jenes bald vom Islam, bald vom Christenthum, bald vom phönizischen Adonisculte an sich vorübergehen lassen. Es ist ein behagliches Schauspiel für einen Mann, der Muße und eine sichere Stellung hat.

Das ist die Religion für reiche Bankiers, — nicht für alle, denn es gibt sicher viele geplagte Leute unter ihnen, — welche das Bewußtsein haben, durch ihr Geld eine Macht in der Welt zu üben, und nicht mehr mit dem gemeinen Pöbel zur Kirche gehen möchten; dann für jene Frauen von weitem Gewissen, welche gewohnt sind, überall Huldigungen zu empfangen, und denen es gefällt, wenn der Ernst der Religion aus ihrer Nähe verbannt ist; für Literaten mit gesichertem Einkommen und noch sichererem Selbstbewußtsein; für viele Günstlinge des Glückes, denen ihre Stellung einen umfangreichen Genuß des Lebens gestattet; kurz für jenen Theil der genießenden Gesellschaft, welcher nicht durch Pflichten gebunden sein will.

So lange dieser Theil der Gesellschaft im Genuße nicht gestört ist, mag er sich an den Täuschungen der unchristlichen Zukunftsreligion weiden.

Alle andern — und jene Bezeichneten selbst, sobald ihr Glück sich wendet, — müssen schnell aus dem Traum des Pantheismus erwachen.

Vielleicht trägt das Buch Renan's, wenn es auch auf den ersten Eindruck hin selbst viele Arbeiter bethört, und ihren Stolz durch den Gedanken schmeichelt, daß sie schon vom großen Weltbewußtsein in sich die Regungen spüren, gerade dazu bei, vielen die Augen zu öffnen.

Das Christenthum muß aus solchen Angriffen Gewinn ziehen.

Auch wenn Stärkere kommen, wird der Sieg nicht zweifelhaft sein. Wie wir hören, geht Strauß damit um, sein Leben Jesu neu für das Volk zu bearbeiten. Wir erwarten wenigstens in der speculativen Begründung des Standpunktes der antichristlichen Zukunftsreligion Tüchtigeres von ihm, als von Renan. Er wird die Unterschiede schärfer bestimmen und seine Theorie besser begründen; aber er wird nichts davon ändern können, daß es nur Eine wahre, absolute Religion der Zukunft gibt, die christliche.

## VII.

### Die wahre Religion der Zukunft.

Ich will mich kurz fassen und für vorurtheiltsfreie Leser einige Eigenschaften und Wirkungen des Christenthums hervorheben, die ihm eine ewige Dauer versprechen.

Das Christenthum hatte nicht bloß einst im Alterthum und im Mittelalter einen lebendigen Beruf für das Wohl der Menschheit: es hat ihn immer. Die geistigen Bedürfnisse des Menschen sind immer im Wesentlichen dieselben, wie sich auch die äußern Einrichtungen der Gesellschaft ändern mögen. Wir hören es oft genug, daß die ganze Zeit eine andere geworden sei. Paulus würde vielleicht staunen, wenn er von Puteoli durch die Kraft des Dampfes in wenigen Stunden nach Rom getragen würde. So würde ihn vielleicht eine Zeit lang auch anderes in Erstaunen setzen. Aber bald würde er erkennen, daß mitten in dieser Umgestaltung der Verkehrsmittel doch alles unverändert geblieben ist, was die Seele des Menschen, was die Grundlage der Familie und das gegenseitige Verhältniß der Menschen

betrifft. Noch hat ein wohlwollender Sinn denselben Werth wie damals, Betrug und Hinterlist sind ungefähr dasselbe, wie damals. Die Tugenden und die Laster sind in ihrem Werth geblieben und haben ihre Macht bewahrt.

Auch die Anlagen der Menschen sind dieselben, und noch drängt es immer wieder den menschlichen Geist zu jenen großen Fragen hin, mit denen man sich vor Paulus und nach ihm im Alterthum beschäftigt hat. Aber der Mensch vermag es nicht, auf diese höchsten Fragen eine zuversichtliche Antwort zu geben; nicht einmal über jene von der Unsterblichkeit der Seele. Hier erhebt sich ein neuer Platon und läßt seinen Sokrates für die Unsterblichkeit Beweise bringen; aber schnell steht ein Epikurus und ein Lukretius auf, um diese Beweise zu verwerfen.

Da hat immer wieder ein Paulus den neuen Beruf, die wahrheitliebenden Seelen zum auferstandenen Heiland und zu den Heiligen hinzuführen, die mit demselben herrschen.

2. Das Lehramt der Kirche wird immer neue Arbeit finden. Noch mehr ihr Sühneamt im Namen Christi. Die Welt wird, um wenig zu sagen, nicht unschuldiger, als sie früher war.

Wer will, wenn ihn eine glückliche Erziehung vor schweren Fehlritten bewahrte, ein so hoffärtiger Pharisäer sein, daß er sagte: wir brauchen keinen Erlöser und keine Mittel, uns sein Verdienst anzueignen? Wollen wir erklären, es sei genug, daß wir eine Justiz, Zuchthäuser und die Guillotine zum Schutze der „gesicherten Gesellschaft“ (société assurée) haben?

3. Nein, jenes himmlische Erbarmen, welches einst in Jesus selbst die größten Wunder in der Herstellung eines durch eigene Schuld zerstörten oder doch gebrochenen Lebens wirkte, hat noch Arbeit genug in der Welt. Auch in den äußern irdischen Angelegenheiten bleibt dem Christenthum sein Beruf, so lange die Menschen bleiben, was sie jetzt sind.

Renan spottet über die Staatsökonomie Christi; <sup>1)</sup> und in der That der Grundsatz: „selig sind die Armen,“ aus welchem Renan mehrere falsche Folgerungen zieht, möchte manchem Großhändler in London wenig gefallen. Aber ein Staatsmann, welcher über die Theorieen der Reichen und für die Reichen in's Leben blickt, wird erkennen, daß die von Christus erweckte manigfach organisirte Barmherzigkeit ein wichtiges Element in der Staatsökonomie ist. Mit allen Zahlen und Maschinenrädern lassen sich zwei Hebel der Gesellschaft: die Furcht des Herrn, welche Redlichkeit schafft, und die Barmherzigkeit, nicht überflüssig machen.

Die Kirche hat bereits eine reiche Geschichte ihrer socialen Wirksamkeit hinter sich. Ihre Kraft ist in dieser Beziehung noch nicht erschöpft.

Die Familie, die Würde der Frau, ist einzig vom Christenthum getragen.

Ich brauche nicht hervorzuheben, welchen Zusammenhang das Christenthum mit der edlen Kunstanlage der menschlichen Seele habe; ein Ocean von Kunstliteratur, welcher sich zum Theil auf Kosten ernsterer und tieferer Studien seit dem Beginne der romantischen Periode gebildet hat, steht vor Jedem da, der auch nach dieser Seite hin Beweise für die Vielseitigkeit und das Dauernde der christlichen Religion sucht.

Weit wichtiger ist es, daß das Christenthum in seinem innern Leben des Gebetes und der Betrachtung für alle Stufen des Alters und der Bildung ein wunderbares Mittel besitzt, alle Kräfte der Seele zu wecken, zu läutern, zu üben und zu befriedigen. Was die Philosophie in ihren höchsten Anstrengungen sucht, das gibt das Gebet und die Betrachtung. Wer christlich betet, ist in das Land der Wahrheit eingetreten, in welchem Freiheit und Befriedigung herrscht. Etwas davon hat

a.

b.

4.

5.

<sup>1)</sup> z. B. p. 173.

der Islam aus dem Christenthum hinüber genommen, und wenn er durch diesen vom Vaterhause mitgenommenen Lebenskeim (nur durch diesen ist es geschehen) sich über tausend Jahre lang bei Leben erhielt, so mag man erkennen, welche Lebenskraft im Christenthume liegt, da in ihm das ganze Gebet, in all seinen Arten und in der ganzen Tiefe und Höhe lebt. Die Höhe dieses Gebetes ist die kindliche Beziehung zu Gott, welche für den Christen durch den Erlöser gegründet ist, und die Tiefe jene wirkliche Aufnahme der menschlichen Anliegen, welche durch die Herablassung Gottes zur Erde vermittelt wurde. Nur der Christ, der im Namen Jesu betet, hat das Gebet in seinem ganzen Umfang, wie es den höchsten Anlagen des Menschen und den kleinsten Bedürfnissen des wirklichen Lebens entspricht.

Wer die innere Lebenskraft des Christenthums in diesen und den verwandten Beziehungen kennt, kann nicht einen Augenblick zweifeln, daß ihm die Zukunft der Menschheit angehöre.

Je mehr in der Gegenwart wissenschaftliche Forschungen den Gesichtskreis erweitern, desto mehr tritt der absolute Werth des Christenthums zu Tage. Unsere Zeit zeichnet sich dadurch aus, daß sie eine nahezu vollständige Einsicht in das innerste Wesen der Religionen und Cultursysteme der entferntesten Völker gewonnen hat. Es gibt keine große Entfernung der Zeit und des Raumes mehr. Man liest und deutet die Weda's nicht bloß am Ganges, sondern auch an der Themse. Und nun, da die meisten Siegel erbrochen sind, unter welchen früher die fremden Religionsurkunden verschlossen waren, da fast ein jeder Gebildete ohne große Mühe genau erfahren kann, was die Brahmanen und Buddhisten glauben und üben, und, theilweise wenigstens, was den Phöniziern und den alten Griechen heilig war, ist man in den großen Erwartungen abgekühlt. Man hat eine enthusiastische Bewunderung gehegt, als diese fremden Heiligthümer halb eröffnet waren. Das Ferne und Fremde schien weit vorzüglicher, als die den Europäern heimathlich gewordenen

Heiligthümer des Christenthums. Die Schwärmerei hat der klaren Forschung Platz gemacht, und es scheint die Zeit nicht mehr ferne zu sein, in welcher die umsichtigsten und redlichsten Forscher von den fremden Religionsgebieten auf die Religion ihrer Jugend zurückblicken, und ihre unvergleichliche Ueberlegenheit anerkennen. Das Beste in den fremden Religionen war für eine Zeit, das Christenthum ist ewig.

---

Im Verlage von G. F. Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. D. B. Haneberg,

# Geschichte der biblischen Offenbarung

als

Einleitung in's alte und neue Testament.

3te Aufl. gr. 8. 4 fl. 48 kr. od. 3 Thlr.

Diese neue Auflage eines wegen seiner Vorzüge allgemein anerkannten Werkes hat neben der bessern äußern Ausstattung wesentliche Verbesserungen und Bereicherungen erhalten, und ist mit einem genauen Register ausgestattet worden.

---

